

Schaffhauser

AZ

Gegründet 1918 als Arbeiterzeitung

3 Konzern Giessereien machten Georg Fischer gross. Nun verkauft der Konzern die letzten Werke. Ein Requiem.

12 Karibik Schaffhausen liebt das Caribbean Festival. Unsere Reportage zwischen Tanzfläche und Fritteuse.

17 Wandel Seit einem Jahr mischen im Kunstbereich des Museums zu Allerheiligen zwei neue Gesichter mit. Was haben sie vor?



Zur Lage der Nation

Mit der Hitze verändert sich die Identität der Schweiz. Unsere Hot-Takes zum 1. August.

Seiten 2 und 8

Montage: Robin Kohler

ANZEIGE

Über 13 000 Leserinnen und Leser

sehen dieses Inserat. Auch Sie und Ihre zukünftige Kundschaft.

AZ

inserate@shaz.ch



Was weiter geschah

Im Frühling berichtete die AZ über einen lokalen Winzer, der gebüsst worden war, weil er seine Reben mit einem verbotenen Mittel gespritzt hatte (siehe AZ vom 9. April 2026). Vor zwei Wochen standen zwei Berufskollegen, die ebenfalls in die Sache verstrickt waren, vor Gericht (AZ vom 16. Juli 2026). Der Vorwurf: Alle drei Weinbauern hätten im Herbst 2023 das Gift genutzt, um die in der Szene berühmte Kirschessigfliege zu bekämpfen.

Während jener Beschuldigte, über den die AZ im April berichtet hatte, seine Busse akzeptierte, zogen die beiden Kollegen das Urteil weiter und landeten somit vor dem Kantonsgericht. Die Gerichtsverhandlung im Juli 2026 endete vorläufig ohne Urteilsverkündung. Nun ist klar: Beide Winzer wurden vom Kantonsgericht zu einer Busse verurteilt.

Auf Nachfrage der AZ erklärt der Rechtsanwalt Paul Brantschen, der die beiden beschuldigten Winzer vertritt: Man werde eine schriftliche Urteilsbegründung vom Gericht verlangen. Sollte diese nicht zufriedenstellend sein, werde der Weg ans kantonale Obergericht führen.

Laut Brantschen sei mindestens ein Aspekt auffällig: Das Gericht habe die anfallende Staatsgebühr, die bei einem Schuldspruch eigentlich von den Beschuldigten zu zahlen wäre, reduziert. «In aller Regel wird das nicht getan», gibt er an. «Es sei denn, es ist irgendwo tatsächlich ein Fehler unterlaufen.» **fan.**

Kommentar

Zedern statt Zaudern!



Robin Kohler über die Trockenheit und eine Zerzeissprobe.

Trockenheit ist das Thema der Stunde. Wie akut die Lage tatsächlich ist, wurde mir letztes Wochenende in meinen Frankreich-Ferien bewusst. Was ich da sah, schockierte mich. Ich meine damit nicht die verheerenden Waldbrände. Ich war im Burgund und was mich dort so beschäftigte, war, dass etablierte und tief verwurzelte Baumarten wie Bergahorn, Stieleiche oder Kirsche absterben. Bei meiner Rückkehr nach Schaffhausen sah es ähnlich aus. Auch hier hängen die Blätter schlaff an den Bäumen herab, manche werfen ihr Laub bereits ab, als wäre es Herbst.

Der Klimawandel wird sich weiter verschärfen und somit auch das Problem der Trockenheit. Schaffhausen trifft diese Entwicklung besonders hart. Die Region gehört ohnehin schon zu den niederschlagsärmeren Gebieten der Schweiz. Wenn dann noch flachgründige Böden dazukommen wie etwa auf dem Randen, kann der Boden das wenige Wasser schlicht nicht gut genug halten.

Das ist keine subjektive Wahrnehmung, sondern eine messbare Realität. Die Daten der Trockenheitsplattform des Bundes sprechen eine deutliche Sprache. Entscheidend für die Vegetation ist die sogenannte «nutzbare Feldkapazität»: der Teil des Wassers im Boden, welchen die Pflanzen überhaupt aufnehmen können. Sinkt dieser Wert unter etwa 50 Prozent, geraten die ersten Pflanzen in Trockenstress. Der aktuelle Wert für unsere Region liegt bei 14 Prozent. Dabei hebeln sich einige dieser Ökosystemdienstleistungen von selbst aus, wenn die Bäume sterben. Trockenheitsgeplagte Wälder verlieren ihre Widerstandskraft und entwickeln Sicherheitsrisiken. Wer ihre Schutz- und Nutzfunktionen aufrechterhalten

will, kommt deshalb an einer Erkenntnis nicht mehr vorbei: Wir müssen gezielt fremdländische Baumarten in der Schweiz ansiedeln. Sie sind an Hitze und Dürre angepasst und halten den künftigen Bedingungen deshalb auch besser stand als heimische Arten.

Die durchschnittlichen Temperaturen und Wetterbedingungen, die man heute an einem bestimmten Ort vorfindet, verschieben sich durch den Klimawandel um einen Kilometer pro Jahr nach Norden. Was früher tausende Jahre gedauert hat, passiert jetzt in Jahrzehnten. Die Ausbreitungsmechanismen von Pflanzen können mit dieser Geschwindigkeit nicht mithalten, weshalb es Hilfe von Menschen braucht. Da wir den Klimawandel zu verantworten haben, tragen wir auch die Verantwortung, das entstandene Missverhältnis von Klima und Pflanzen aufzulösen. Die Zeit ist in Schaffhausen reif für Kork- und Steineichen, Steinlinden, Erdbeerbäume, Zypressen und Zedern.

Das Festhalten an einer romantisierten heimischen Natur ist ein Luxus, den wir uns nicht länger leisten können. Ebenso wenig wie die Unterteilung in einheimisch und fremd, gut und schlecht – ein Schwarzweiss-Schema, das der klassische Naturschutz in grossen Teilen immer noch pflegt. Wir müssen über das Bewahren und Schützen hinausdenken. Der traditionelle Naturschutzgedanke steht vor einer Zerzeissprobe, muss sich aber seiner Verantwortungen stellen.

Robin Kohler arbeitet neben der AZ auch als Aushilfe bei der Gärtnerei florafutura.

Impressum

Schaffhauser AZ

Die unabhängige Wochenzeitung

Adresse

Webergasse 39
8200 Schaffhausen

Redaktionsleitung

Nora Leutert (nl.)
Simon Muster (sim.)

Redaktion

Jonas Frey (jf.)
Andrina Gerner (age.)
Mattias Greuter (mg.)
Anissa Huber (ahu.)
Fabienne Niederer (fan.)
Sharon Saameli (sam.)
Anne-Christine Schindler (acs.)

Fotografie

Robin Kohler (rob.)

Korrektur

Bettina Bussinger

Kontakt

052 633 08 33
redaktion@shaz.ch
www.shaz.ch

Herausgeberin

AZ Verlags AG

Verlagsleitung

Mattias Greuter
verlag@shaz.ch

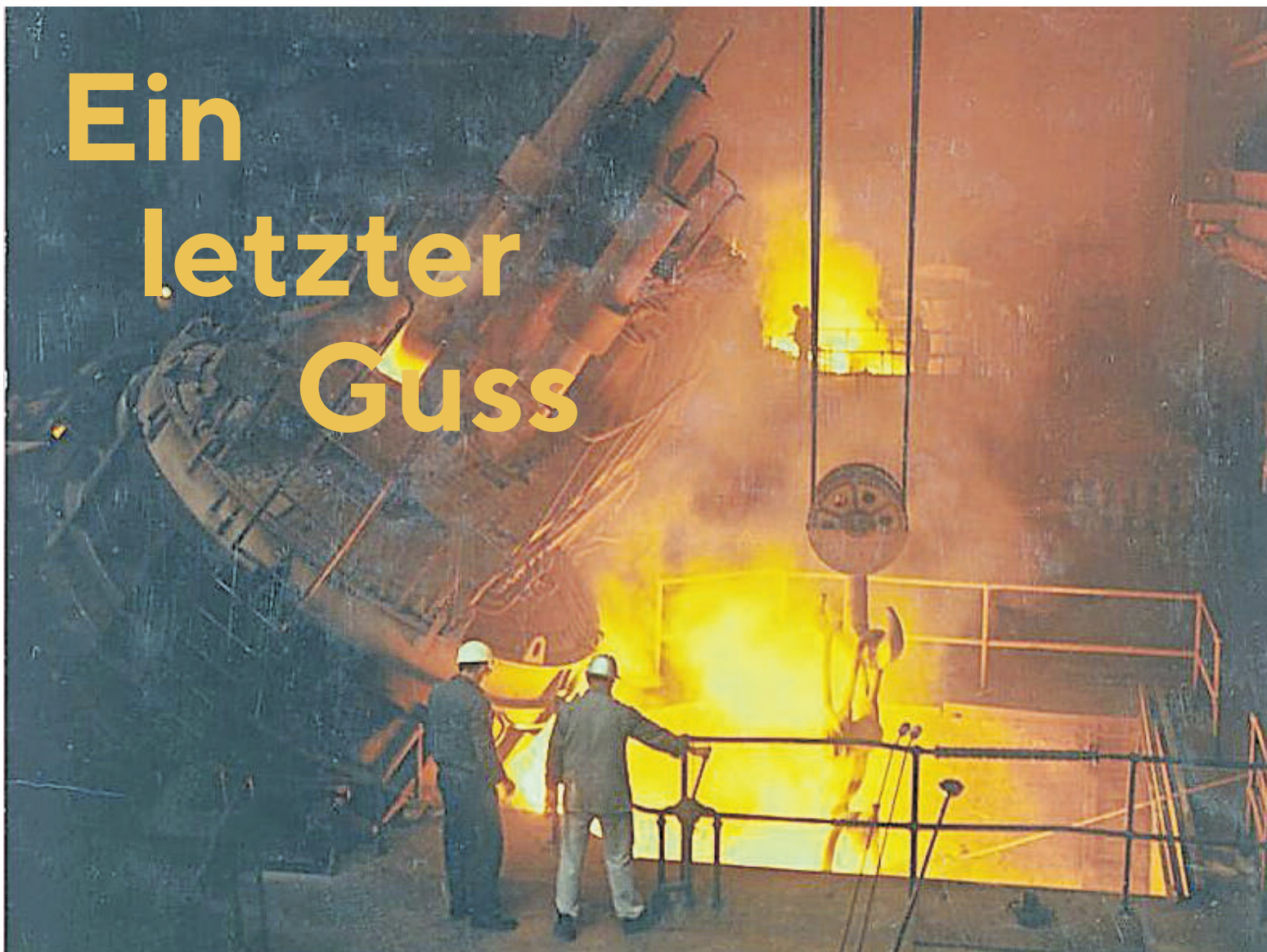
Inserate

Sibylle Tschirky
Simona Ritter
052 633 08 35
inserate@shaz.ch

Abonnieren

Probeabo (3 Mt.): 48 Fr.
1 Jahr: 224 Fr.
1 Jahr Soli-Abo: 336 Fr.
www.shaz.ch/abo

Ein letzter Guss



TRADITION Nach über 220 Jahren verabschiedet sich Georg Fischer definitiv vom Giessereigeschäft. Requiem auf einen Industriezweig, der Schaffhausen gross machte.

Jonas Frey

«Wenn Georg Fischer erkaltet ist, hustet die ganze Region»: Kein Satz bringt die jahrzehntelange Abhängigkeit Schaffhausens vom Wohlergehen des Industrieunternehmens besser auf den Punkt. Prominentes Beispiel: Während der Strukturkrise in den 1990er-Jahren liess der Konzern seine Stahlgiesserei im Mühltal und weitere Werke schliessen, verkaufte zahlreiche Nebengeschäfte und baute sich zur Holding um. Über zehn Prozent der Arbeitsplätze im Kanton fielen weg. Kaum eine andere Region in der Schweiz war stärker von der Stagnation der 1990er-Jahre betroffen.

Heute gilt der Spruch von damals nicht mehr. Als die Georg Fischer AG Anfang Juli

ankündigte, im Zuge der strategischen Neuausrichtung seine letzten drei Giessereien an einen amerikanischen Konzern zu verkaufen (siehe Kasten auf Seite 4), löste das keine Schockwelle mehr aus.

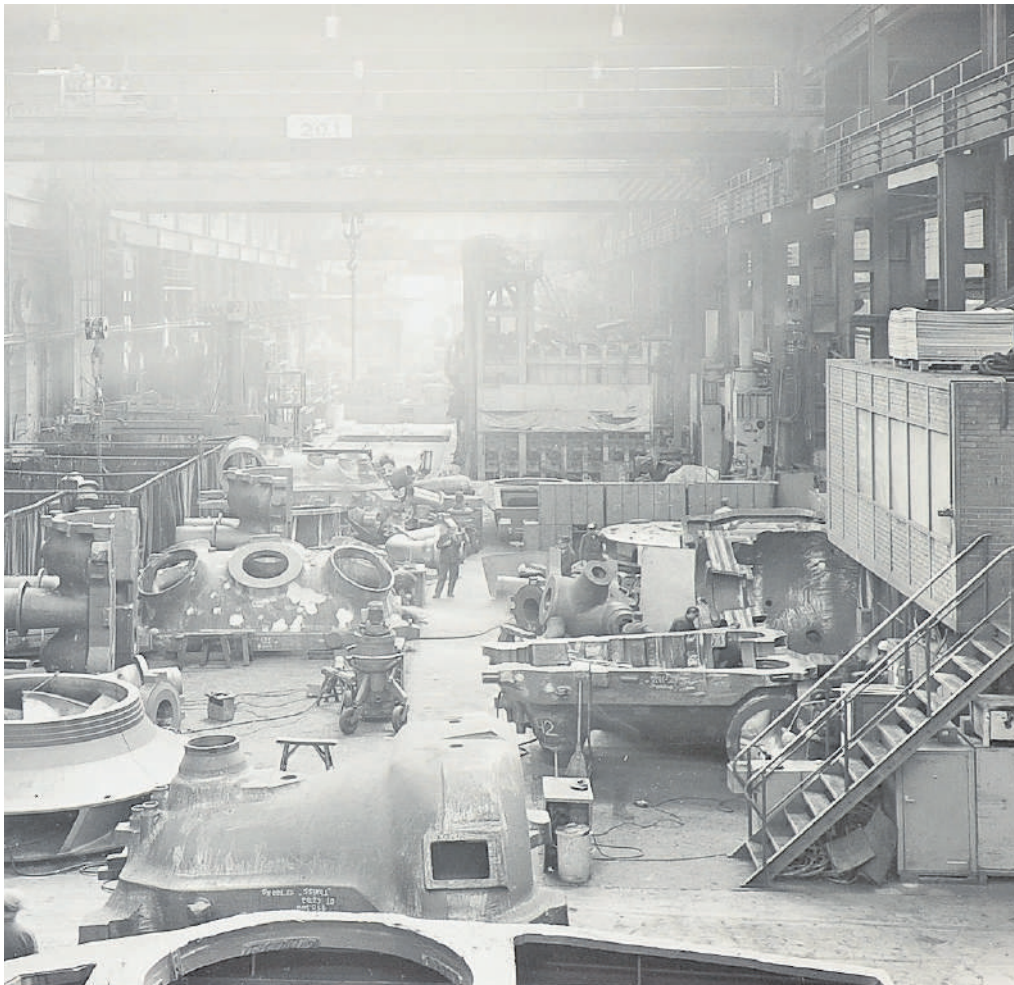
Der Verkauf ist der letzte Schritt in einem langen Prozess der Abkehr vom einstigen Herzstück von Georg Fischer, mit dem sich in Schaffhausen ein Giesser-Stolz etablierte, der bis heute seine Spuren hinterlässt. Wie ist es dazu gekommen?

Das Hotel

März 2026. Am Rheinufer in Schlatt eröffnet die Georg Fischer AG das Hotel 1802. Sein Name bezieht sich auf das Gründungsjahr des Betriebs. «Damit demonstriert das einstige Giessereiunternehmen noch heute lokales Traditionsbewusstsein», sagt der Wirtschaftshistoriker Adrian Knoepfli im Gespräch mit der AZ. Denn 1802 übernahm der Schaffhauser Unternehmer Johann Conrad Fischer eine ehemalige Kräutermühle im Mühltal und machte daraus eine Giesserei, in der aus Bronze, Messing und Kupfer Glocken und Feuerspritzen hergestellt wurden.

Knoepfli ist so etwas wie der Haushistoriker von GF. Für diverse Publikationen zwischen 1975 und 2025 hat er das Konzernarchiv der Georg Fischer AG in der Eisenbibliothek durchforstet. In seinen Arbeiten zeichnet er die Entwicklung von Georg Fischer zum Grossunternehmen, die Bedeutung von dessen Eisen- und Stahlwerken im Ersten Weltkrieg und die Wichtigkeit der Arbeitskräfte aus dem Ausland nach. Doch ein Blick ins frühe 19. Jahrhundert zeigt, dass auch alles hätte anders kommen können. «Johann Conrad Fischer war ein Erfinder und Techniker und reiste während der beginnenden Industrialisierung durch weite Teile Europas. Es war ein glücklicher Zufall, dass die Firma nach 50 Jahren nicht wieder schliessen musste. Denn damals war das bloss ein kleiner Handwerksbetrieb.»

Umso mehr kultiviert die Georg Fischer AG heute ihre Gründungsgeschichte rund um die Giessereien und Johann Conrad Fischer. Die Eisenbibliothek liess sogar Fischers Reisetagebücher digital publizieren. Im Tagebuch seiner dritten Englandreise 1825 schrieb Fischer etwa, dass es ihm nicht gelungen sei, den «geheimnisvollen Schleier zu lüften» und die Herstellung des «kalt und warm biegsamen Gusseisens» vollständig zu durchdringen. Im gleichen Eintrag



Gesamtaufnahme Gussputzerei (1972)

zvz/ Konzernarchiv GF

sprach Fischer in ausschweifenden Beschreibungen über die Oberflächenbeschaffenheit, die «Nettigkeit des Gusses». Die ersten Jahre des heutigen Weltkonzerns, sie waren geprägt von kleinen Beobachtungen über ein Verfahren, das Schaffhausen gross machen würde.

Gefährliche Arbeit

Über 150 Jahre später, Stahlgießerei Schaffhausen: Drei Arbeiter stehen vor einem Geländer, hinter dem zwei Flammenherde in die Höhe schiessen. Schnell verschmelzen sie zu einem gelb-weißen Feuer, das immer grösser wird. Funken sprühen durch die Luft. Einer der Arbeiter sticht mit einem langen Stab in die Mitte der Flammen. Er zieht ihn wieder heraus und klopft ihn auf dem Boden ab.

Die Szene stammt aus einem Video des Stadtarchivs Schaffhausen. Es zeigt den Arbeitsalltag 1985 im Werk I der Georg Fischer AG. Bei Temperaturen bis zu 1600 Grad wurde in den verschiedenen Giessereien der Region Schaffhausen Stahl zum Schmelzen gebracht und gegossen. «Wegen solchen Bildern haftete der Arbeit in den Giessereien lange Zeit etwas Heroisches an», sagt Adrian Knoepfli.

Die Giesser seien immer schon die Aristokraten unter den Arbeitern gewesen, erzählt der Historiker. «Einen Giesser entliess man nicht einfach so, weil dabei viel Knowhow verloren ging.» Entsprechend waren ihre Löhne im 20. Jahrhundert höher als etwa jene der Angestellten in der Textilindustrie.

Die Arbeit in den Giessereien war hart und gefährlich. Bis zur Einführung des Grenzwerts für Quarzfeinstaub 1974 erkrankten

zahlreiche Arbeiter, die für die Nachbearbeitung der Gussstücke zuständig waren – sogenannte Gussputzer – an Silikose, einer nicht heilbaren Lungenkrankheit. Verursacht wurde sie durch das Einatmen von gespaltenen Sandkörnern. Diese entstanden aus dem Quarzsand, den man unter Hochdruck auf die Gussstücke spritzte.

«Der Arbeit in den
Giessereien haftete lange
Zeit etwas Heroisches an.»

Adrian Knoepfli

«Wie exponiert diese Arbeit war, sah man im Mühlental bis in die 1970er-Jahre», sagt Knoepfli. «Die Arbeiter trugen zwar Mundschutz, manche ersetzten diesen zwischen- durch aber auch mal durch eine Zigarette. Zudem war es sehr heiss in den Giessereien, und wenn die Tore geöffnet wurden, stand man im Durchzug.»

Er könne nachvollziehen, dass manche der Angestellten früher den Arbeitstag nach der Ankunft in Schaffhausen mit einem Schnaps im Bahnhofsbuffet einläuteten. Eine Broschüre im Konzernarchiv der Georg Fischer AG zeigt, wie das Unternehmen versuchte, mit einer Kampagne für Pausenmilch als alkoholfreie Alternative Gegensteuer zu geben. «Zum Teil vereinbarte das Unternehmen mit den Ehefrauen der Arbeiter, dass sie jeweils den Lohn abholten.» Damit ihre Männer nach dem Feierabend nicht alles in der Beiz versaufen würden.

Nichtsdestotrotz hielt sich in Schaffhausen über die Jahrzehnte der Stolz auf die Giessereien. So stammten zahlreiche Giesser

Georg Fischer schliesst Konzernumbau ab

220 Millionen Franken hat Georg Fischer von der amerikanischen Konkurrenzfirma CPP für seine letzten drei Giessereien erhalten, wie der Konzern Anfang Juli bekannt gab. Die drei Werke kamen erst 2018 in den Besitz des Unternehmens. Dass sie nun wieder verkauft werden, hängt mit dem Konzernumbau zusammen, den GF 2023 initiierte. Mit dem Verkauf konzentriert

sich das Unternehmen vollends auf sein neues Kerngeschäft, die Flow Solutions. Mit diesem machte Georg Fischer 2025 3 Milliarden Franken Umsatz (Gesamtumsatz 4.1 Milliarden).

Beginnt mit dem Abschied von der Giesserei auch einer von Schaffhausen? Auf Anfrage der AZ dementiert Georg Fischer: «Die Verbundenheit zur Region Schaffhausen ist und bleibt gross.»



Auszug aus «Fotoalbum Mensch und Arbeit»: Arbeiter der Graugießerei im Jahr 1960.

zvg/ Konzernarchiv GF / Jakob Tuggener

aus Familien, in denen der Beruf über Generationen weitergetragen wurde, wie Knoepfli erzählt. In Schaffhausen war man stolz auf das Traditionsunternehmen. Dass Georg Fischer als Weltkonzern Betriebswohnungen und Wohlfahrtshäuser für seine Angestellten einrichten konnte, trug dem Unternehmen den Status als vergleichsweise fortschrittlicher Arbeitgeber ein.

Aufschwung und Krise

In seinen Giessereien im Mühltal, in Herblingen, auf dem Ebnat und im angrenzenden Singen produzierte Georg Fischer vor allem Komponenten für die Autoindustrie und Temporguss-Fittings für Rohrleitungen. Daneben betrieb GF ab 1921 die Maschinenfabrik Rauschenbach auf dem Ebnat. Zu den Gussprodukten kamen etwa auch fertige Maschinen hinzu, aber auch Rohrleitungen aus Kunststoff wurden ab 1955 immer wichtiger. Die Giessereien blieben jedoch Gründungsmythos, Spektakel und Juwel des Unternehmens.

Die Hochkonjunktur nach dem Zweiten Weltkrieg bescherte der Georg Fischer AG einen grossen Aufschwung. Damals engagierte das Unternehmen zahlreiche italienische Fremdarbeiter. Insbesondere für den Guss-

«Einen Giesser entliess man nicht einfach so, weil dabei viel Know-how verloren ging.»

Adrian Knoepfli

putz fand es in der Schweiz keine Leute mehr; viele Arbeiter aus diesem Bereich waren mit dem Wirtschaftsaufschwung in besser gestellte Jobs abgewandert. Dass Georg Fischer in den Jahren nach dem Krieg zum Weltkonzern mit über 20 000 Angestellten wurde, wäre ohne die Fremdarbeiter:innen und deren tiefe Löhne nicht denkbar gewesen. So sind die zahlreichen italienischen Giesser auch im Lied «Blos e chlini Stadt» verewigt:

«Goots im Städtli usnamswiis fidel und luschtig zue / sind's bim Nööcherluege sicher Italiener».

Mit der Ölkrise der 1970er-Jahre, spätestens aber mit der Strukturkrise der 1990er-Jahre erlitt die Schaffhauser Industrie einen massiven Schlag. Viele Giesser verloren ihre Arbeit, der Kanton hatte prozentual einen der grössten Arbeitsplatzverluste der Schweiz zu verzeichnen. Das

Ende der Giessereien traf das Selbstbewusstsein der Region. «Nichts hat die Schaffhauserinnen und Schaffhauser in den 1990er-Jahren so erschüttert wie die Schliessung der Giessereien», so Knoepfli. Für Schaffhausen rächte sich die Abhängigkeit des Wirtschaftsstandorts von einem einzigen Grosskonzern. «Aber das war in verschiedenen Regionen so», sagt Knoepfli. «In Winterthur war es Sulzer, in Arbon Saurer und in Baden die BBC.»

Infolge der Strukturkrise der 1990er-Jahre sei der Wirtschaftsstandort heute besser aufgestellt, so der Historiker. Sie schuf Platz für Neues, auch bei Georg Fischer. Das Unternehmen schloss im Zuge der Krise und danach nicht nur die Werke im Mühltal, sondern verkaufte auch zahlreiche weitere Konzernteile, um sich zunehmend auf sein neues Kerngeschäft zu konzentrieren: Rohrleitungssysteme (heute «Flow Solutions»), die unter anderem für Wasserleitungen gebraucht werden (nachzulesen in der AZ vom 16. April 2026).

Heute ist der Weltkonzern mit 187 Gesellschaften in 46 Ländern international gut aufgestellt. In Schaffhausen beschäftigt er noch rund 900 Mitarbeitende. Vom Verkauf der letzten drei Giessereien im Tessin und in Rumänien sind sie nicht betroffen. So bleibt das Ende des einstigen Herzkstücks für Schaffhausen nur ein kleiner Huster.

Mit diesem Würfel spielt man nicht: Pink Cube kommt nach Schaffhausen

Gemeinsam gegen Brustkrebs

VORSORGE Wer sich am Donnerstag in zwei Wochen in der Nähe des Kantonsspitals aufhält, dem wird ein knallig pinker Container ins Auge fallen. Die «Pink Cube»-Roadshow kommt nämlich erneut nach Schaffhausen.

Bereits im September letzten Jahres legte der Wagen auf dem Fronwagplatz einen Halt ein. Die schweizweite Initiative geht ursprünglich auf den US-amerikanischen Pharmakonzern Merck zurück und hat zum Ziel, über die Prävention von Brustkrebs aufzuklären. Jedes Jahr zieht der Container von Kanton zu Kanton und bietet gratis, ohne Voranmeldung und für jedes Alter und Geschlecht Mammografie-Screenings an. Dazu bekommen die Besucher:innen von anwesenden Gynäkolog:innen eine Anleitung zum Abtasten der eigenen Brust und die Möglichkeit, an einem Brustmodell selbst Knoten zu erkennen versuchen. Auch für allgemeine Tipps rund um Brustkrebs und Prävention steht das Team zur Verfügung. Ziel sei es, dass

alle, vor allem Frauen, Zugang zu qualitätssicheren Mammografie-Screenings erhalten – ist doch Brustkrebs hierzulande eine der häufigsten Krebsarten und Todesursachen bei Frauen.

Dies ist denn auch der Grund, warum die Initiative Kantone bevorzugt, die über kein eigenes Mammographie-Screening verfügen oder wo sich dieses noch im Aufbau befindet.

In Schaffhausen ist die Vorgeschichte bekannt: Der Kanton wollte das Programm sistieren, weil er die Finanzierung nicht garantieren könne, hiess es. Auf politischen und öffentlichen Druck hin lenkte er jedoch ein (die AZ berichtete mehrfach). Nun soll ab Ende 2026 im Kanton Schaffhausen jede Frau zwischen 50 und 74 Jahren Anspruch auf eine Mammografie alle zwei Jahre haben.

Bis dahin bietet Pink Cube eine kostenlose Alternative. Sie sei zwar kein Ersatz für das Programm des Kantons, sagt Katrin Breitling, Chefärztin der Frauenklinik am Kantonsspital. Das eine sei eine Informations- und Sensibi-

lisierungsinitiative, das andere ein kantonales Früherkennungsprogramm für Frauen. Beide Projekte würden demnach unterschiedliche Ziele verfolgen, so Breitling. Nichtsdestotrotz stehe sie voll und ganz dahinter und ist auch Teil des Teams von Pink Cube. Sie

finde es grossartig, dass der Cube auch in Schaffhausen Halt macht, und würde die Nutzung jeder und jedem empfehlen. «Jede Initiative, die zur Früherkennung beiträgt und Menschen sensibilisiert, ist ein Gewinn für unsere Region», so Breitling. **ahu.**



Der Pink Cube im September 2025 auf dem Fronwagplatz.

zVg

Kritik an Strassenprojekt wird laut

LÖHNINGEN Schon seit Jahren will der Kanton die Ortsdurchfahrt durch Löhningen aufwerten und sie siedlungsverträglicher gestalten. Denn das Dörfchen ist seit den 1980er-Jahren um mehr als das Doppelte gewachsen. Die Strasse soll nun für alle Verkehrsteilnehmenden sicherer werden, wobei ein Fokus auf den Bedingungen für den Langsam- und für den öffentlichen Verkehr liegt. Die Aufwertung ist Teil des Agglomerationsprogrammes Schaffhausen und wird darum teilweise auch vom Bund finanziert. Gemäss Plan

ist der Baubeginn des Projekts auf Anfang kommenden Jahres festgesetzt.

Wie genau «Sicherheit erhöhen» geht, sehen der VCS Sektion Schaffhausen und Pro Velo jedoch etwas anders als der Kanton. Beide Verbände haben gegen das Projekt Einsprache erhoben. Die öffentliche Auflage endete am Montag dieser Woche.

Die beiden Verbände sagen, dass sie eine Aufwertung der Ortsdurchfahrt begrüßen. Das Projekt verfehle dieses Ziel jedoch. Mitunter ein Dorn im Auge ist dem VCS und Pro Velo,

dass bestehende Velostreifen auf der Alltagsveloroute aufgehoben werden sollen. Pro Velo bemängelt, dass die angeblichen Verbesserungen für ihre Zielgruppe im Projektentwurf nicht planerisch belegt seien.

Der VCS kritisiert ausserdem, dass auf der Strasse weiterhin Tempo 50 gelten soll, ohne dass ein ausreichender Lärmschutz nachgewiesen worden sei. Zudem würden Schutzinseln für Fussgänger:innen und Schulkinder fehlen. Nicht zuletzt seien die neuen Bushaltestellen nicht hindernisfrei geplant. **sam.**

Absolutes Feuerverbot

ALARM Das Finanz- und Sicherheitsdepartement ruft die höchste Gefahrenstufe aus: Die Waldbrandgefahr spitzt sich immer weiter zu, wie es in einer Mitteilung von gestern Mittwoch heisst. Per 30. Juli gilt das absolute Feuerverbot. Das bedeutet, dass keinerlei Feuerstellen mehr erlaubt sind.

Schon Ende vergangener Woche teilte der Kanton mit, dass auch das Rheinflallfeuerwerk sowie sämtliche Höhenfeuer in der Region abgesagt sind. Das Feuerwerksverbot gilt ebenfalls bis auf Widerruf. **ahu./sam.**

Teilhabe ausweiten

DEMOKRATIE Menschen ohne Schweizer Pass oder aber ohne Volljährigkeit können in Schaffhausen kaum am politischen Prozess teilhaben. Die SP-Grossstadträtin Nicole Silvestri will das ändern – wenigstens in der Stadt Schaffhausen. In einer Motion verlangt sie, dass der Stadtrat ein neues Instrument entwirft, analog der Volksmotion und dem Volkspostulat – aber eben auch für Personen, die diese Möglichkeit bisher nicht haben. Heissen würde dieses Instrument «Partizipationsmotion».

Silvestri argumentiert, dass andere Städte bereits solche

Möglichkeiten geschaffen haben: Bern kennt die Partizipationsmotion, unter anderem in Winterthur und Bülach gibt es den Jugendvorstoss. Die Schaffhauser Partizipationsmotion würde Menschen unter 18 Jahren sowie Menschen ohne Schweizer Pass zugute kommen – womöglich mit einer Klausel etwa eines Mindestalters von 12 Jahren oder einer Mindestaufenthaltsdauer von drei Monaten. Die Hürden sollen aber möglichst tief sein, schreibt Silvestri.

Wann der Grosse Stadtrat über die Motion befindet, ist noch nicht klar. **sam.**

Das Stadtfest ist zurück

COMEBACK Die Stadt Schaffhausen soll sich nach Jahren wieder in eine Partymeile verwandeln: 2028 geht das Stadtfest in die nächste Runde. Die letzte Ausgabe der «Schaffhusia» wurde im Jahr 2015 ausgetragen. Eigentlich war eine weitere Ausgabe 2020 geplant, diese musste aber aufgrund der Corona-Pandemie abgesagt werden. Hoffentlich frei von Viren soll das Stadtfest nun am 1. September 2028 starten und das ganze Wochenende andauern.

Für die Organisation zuständig ist der dafür neugegründete Verein «Citypuls». Parallel dazu wird eine Begleitgruppe einge-

setzt, die sich aus Mitgliedern der Stadtverwaltung und des Stadtrats zusammensetzt, namentlich Daniel Preisig, Christine Thommen und Yvonne Waldvogel. Die Stadt hat sich auf einen Betrag von 150 000 Franken für eine Basisfinanzierung geeinigt; der Grosse Stadtrat muss den Betrag allerdings noch im Budgetprozess absegnen.

Geplant ist ein diverses Programm, drinnen wie draussen und für jedes Alter geeignet. Jeder Stadtteil soll dabei eine spezielle Attraktion zu bieten haben. Der Eintritt wird für alle Besucher:innen kostenlos sein. **ahu.**

Umfrage: Zwei Drittel wollen weniger oder möglichst gar keine Autos in der Neustadt

Pollersystem und Rutschbahnverkehr

BELEGT An vier temporär abgeschafften Parkplätzen in der Neustadt hat sich eine Debatte entzündet: Auf Facebook meldeten sich Dutzende mit teils diametral entgegengesetzten Meinungen, wobei die Freund:innen des motorisierten Parkierens eine Mehrheit zu bilden schienen. Zu

ihnen gesellten sich die *Schaffhauser Nachrichten* mit einem wütenden Artikel (siehe AZ vom 16. Juli und *Munotglöggli* vom 20. Juli, munotgloeggli.ch).

Bei den Leser:innen des *Munotglöggli* scheinen die Sympathien gegenüber weissen Vierecken auf dem Asphalt und rollen-

dem Blech anders verteilt zu sein, wie unsere Umfrage zeigt.

«Welche Massnahme braucht die Neustadt?» lautete die Frage, und 169 Leser:innen haben geantwortet.

Die knappe Mehrheit, nämlich 91 Leser:innen, will eine weitgehend autofreie Neustadt mit einem Pollersystem bei der Einfahrt: Nur Anwohner:innen und Lieferverkehr dürften noch reinfahren.

Weitere 18 Leser:innen wünschen sich einen weiteren Abbau von Parkplätzen zugunsten von Platz für Menschen zu Fuss.

Zusammen sind das knapp zwei Drittel der Teilnehmer:innen, die weniger Autoverkehr in der Neustadt wollen.

Ihnen gegenüber stehen aber 45 Leser:innen, das ist gut ein Viertel, die finden, die vier Parkplätze müssen wieder für Autos freigegeben werden.

Die restlichen 15 Antworten sprachen sich entweder für gar keine Massnahmen aus oder machten eigene Vorschläge. Diese reichten

von humoristisch («Rutschbahnverkehr, beiderseitig, wohlverstanden») bis ernsthaft («Endlich ein schlaues Parkleitsystem!»). Eine Antwort fällt durch ihre Kompromissfreudigkeit und Differenziertheit auf: «Während der «Outdoor-Season» Parkplätze weg. Während der kühlen Jahreszeit Parkplätze her!» **mg.**



Auch mit Stickern äussern sich Neustadt-Bewohner:innen. Robin Kohler



Das Munotglöggli

Umfragen wie diese und allerlei Spannendes aus Schaffhausen gibt es jeden Montag gratis im Munotglöggli, dem Montags-Update der AZ. Schon abonniert?

➔ hallo.munotgloeggli.ch



... in keiner Not uns trennen und Gefahr. Einschwören auf die neue, mediterrane Nation. Montage: Robin Kohler

Ein einzig Volk von Schweisszerinnen

LEIDGENOSS Die Hitze bringt das Selbstverständnis der Schweiz ins Wanken. Ein Essay zum 1. August.

von Nora Leutert

Vergangenem Sommer hatte ich mich noch aufgelehnt. Ich wollte mich der Hitze nicht beugen. Ich weiss noch, es war ein drückend heisser Sonntagnachmittag, eine befreundete Familie aus Basel war zu Besuch und wir diskutierten, wo wir essen sollten: im Haus oder im Garten. Im Haus, fand der Vater, stolzer Kroat, unbedingt. Etwas, das ich als tief schweizerisch empfand, schrie gellend in mir auf. Einen schönen Sonntagnachmittag im Haus verschwenden?

Dieses Jahr bleibe ich selbst drinnen. Die Auflehnung ist Ernüchterung gewichen. Erst brannten die Wälder in Los Angeles, jetzt die in Spanien, in Frankreich. Im Juni starben in Europa über 10 000 Menschen mehr als sonst. Was sich früher nach Andere-Welt-Probleme anfühlte, steht jetzt stockend vor unserer eigenen Haustür, ja, in unseren Schlafzimmern. Die Hitze weicht nicht mehr.

Ich denke an die Menschen in den städtischen Altersheimen, die sich mit Kühltüchli abtupfen und nicht nach draussen können. An die Freundin aus Schultagen mit dem Baby, die so oft wie möglich aus dem Höllenloch Zürich in die alte Heimat flüchtet. Dabei verzeichnet auch Schaffhausen dieses Jahr eine Rekordserie an Hitzetagen: An 14 Tagen in Folge war es 30 Grad und heisser, schreibt mir MeteoSchweiz.

Die Schweiz, in der ich aufgewachsen bin, das sind grüne Matten, blaue Seen. Frische Wälder, luftige Höhen. Doch nun verdunstet das Wasserschloss. Die Gletscher schmelzen, die Fische im Rhein machen den Rückenschwimm. Die Bauern haben ernsthaft Mühe mit den Kühen, die Baubranche fordert Hitze-Massnahmen. Selbst im Büro halten sich viele von uns nicht mehr besonders busper. Das Erst-August-Feuerwerk in Schaffhausen ist abgesagt. Und ab heute muss auch noch der

Holzkohlegrill im Garten stillstehen. So, dass statt des knusprigen Cervelats zur Feier der Nation nur ein müder warmer Fleischkäse winkt. Unser helvetisches Selbstverständnis gerät gerade ins Wanken.

*

Als ich vor zwei Jahren mit meinem Neugeborenen auf dem Sofa dahindämmerte, fühlte es sich widersprüchlich an, dass Sommer ist. Der Hitze wegen hatte ich die Rollläden heruntergelassen, das grelle Leben draussen tobte und rauschte unglaublich schnell vor dem Fenster vorbei. Es war klar, dass ich nicht Schritt halten würde. So, wie all die andern Menschen, die etwas mit sich herumzutragen haben: Ihre alten Knochen zum Beispiel, einen schwangeren Bauch oder Gesundheitsprobleme.

Nur: mittlerweile können die meisten von uns immer schlechter Schritt halten mit dem Sommer. Zu heiss ist es geworden. Festivals, Velotouren und Wanderausflüge aneinanderzureihen, wirkt plötzlich nicht mehr wie die geilste Idee aller Zeiten. Die eidgenössische Erlebnisneurose sitzt gerade im psychotherapeutischen Wartezimmer.

Mich hat die Hitzewelle von diesem Juni aufgerüttelt. Als selbst spätabends die dreissig Grad nicht aus dem Zimmer wichen, mein Kind mit schwitzigem Köpfchen und glühenden Füssen nicht in den Schlaf fand und auch ich selbst langsam ziemlich erschöpft war, dachte ich: Nun ist es ernst mit der Hitze. Und: Wenn es zu heiss ist, dann muss man gar nichts. Diese Einsicht ist eine Erleichterung. Aber eine beunruhigende.

*

Die Hitze hat etwas Vereinzelndes. Sie fühlt sich gerade ein bisschen wie die Pandemie an. Die Behörden scheinen nicht besonders darauf vorbereitet: Der Kanton habe keinen vollends ausgearbeiteten Hitzeschutzplan, schreibt das Schaffhauser Departement des Innern, als ich nachfrage. Verhaltensempfehlungen an die Bevölkerung stünden momentan im Vordergrund. Auch ich habe den Flyer mit den Ratschlägen bekommen, die es an alle Haushalte verschickt hat. «Gönnen Sie sich kalte Fuss- und Handbäder» oder «Vermeiden Sie Alkohol und Süssgetränke» ist das neue «Bleiben Sie zu Hause».

Die Leute sind resigniert und alarmiert. Sie ziehen sich ins Private zurück. Bauen ihre Nestchen, holen sich eine Klimaanlage, hegen ihr kleines Glück. Mein Freund und ich schleppen alle Matratzen ins kühlsche Zimmer unseres Hauses, nächtigen gemeinsam mit dem Kind dort. Andere bereiten sich wie Prepper:innen auf die kommende Hitzewelle vor. Auch ich habe neuerdings einen grossen Sack Eiswürfel von der Tankstelle im Tiefkühler. Im Büro diskutieren wir über Klebefolien, die – an die Fensterscheiben geklebt – die Sonnenstrahlen zurückwerfen sollen. Wie während der Pandemie, als plötzlich alle über Impfstoffe und verschiedene Maskentypen Bescheid wussten, eignen wir uns gerade ein krisenspezifisches Wissen an. Es liegt dieses Kribbeln in der Luft – das nervöse Gefühl, das manche Menschen zelebrieren, wenn die alte Ordnung bedroht ist. Nun muss ich auf mich schauen, sagt sich jeder und jede für sich.

Ich kann mein Glück kaum fassen, dass ich einen Garten habe. Kürzlich kauften mein Freund und ich ein aufblasbares

Kinderplanschbädli. Als der Kleine im Bett war, setzten wir uns mit einem Bier hinein. Wir fühlten uns wie die Könige. «Ich komm' heute glaub nicht mehr raus», schrieb ich einer Freundin, mit der ich an diesem Abend so halb abgemacht hatte. «Ich bin hitzefaul.»

*

Wie andere Krisen ist auch die Hitze ein Brennglas, das soziale Ungleichheiten verschärft. Für Menschen ohne Obdach ist sie lebensgefährlich. Und dass man tagsüber die Fenster schliessen solle, um die Hitze auszusperren, wie man oft liest, kann in beengten, kleinen Wohnungen tödlich enden. Einsamkeit und Depressionen können sich verschlimmern, wenn das Thermometer steigt.

Einen gemeinsamen Umgang mit der Hitze haben wir noch nicht gefunden. Ich lese ein Interview mit Christian Reutling, Professor für Stadt und Gesundheit an der Fachhochschule Nordwestschweiz. Bei Sonnenschein werde der öffentliche Raum bei uns als Ort von Begegnung und Gemeinschaft genutzt, sagt er. Bei extremer Hitze kippe das aber. Die Trottoirs verweisen. Und anders als in südlicheren Ländern wie in Spanien, wo man sich eben am späten Abend zu einem Schwatz auf dem Dorfplatz trifft, hole man das in der Schweiz bei Sonnenuntergang nicht nach. «Was uns fehlt, ist die Selbstverständlichkeit solcher Gelegenheiten, im Alltag eingebaute Momente des Zusammenkommens», so Reutling. «Das hängt auch damit zusammen, wie wir arbeiten: Frühstück um sieben Uhr, Arbeit bis spät – da ist es schlicht unmöglich, gemeinsam um Mitternacht zu kochen, sich zu treffen oder auch zu tanzen, Spass zu haben.»

*

Es ist noch nicht lange her, da betrachtete man die gezählten Sommertage hierzulande als etwas Kostbares. Oder, so sagt es die Zürcher Unternehmergattin in Robert Walsers Roman *Der Gehülfe* von 1908: Man müsse «profitieren» – von den warmen Tagen, vom sommerlichen Garten. In unseren Erzählungen ist der Winter die einsame, harte Zeit, die überstanden werden muss. Die warmen Tage indessen gilt es zu nutzen, will heissen, zu geniessen.

Heute ist es ein Sommer des Aushaltens. Doch die Hitze wird kein prickelnder Ausnahmezustand bleiben, den wir mit kleinen Tricks im Alltag überbrücken können. Sie formt mit, wer wir sind. Unser Selbstverständnis wird sich notgedrungen verändern. Statt in den Ferien über nachmittäglich geschlossene Läden und über die Siesta-Kultur zu spötteln, könnten wir als Nation uns fragen, ob es vielleicht doch nicht so viel Sinn macht, während den heissesten Stunden des Tages zu schuften. Und wir sollten uns überlegen, wie der öffentliche Raum so gestaltet werden kann, dass ihn auch Kinder, Alte und andere weniger hitzeresistente Menschen nutzen können.

Für meinen Sohn ist dieser Sommer wahrscheinlich einer der kühlsche seines Lebens. Skifahren – der Sport, den die ganze Nation einst im Winter trieb – wird für ihn ein fremdes Relikt sein. Die Wälder, durch die er dereinst wandert, werden anders aussehen. Ebenso die Früchte, die er im Garten pflückt; das Bild, das er von der Heimat zeichnet.



Montage: Robin Kohler

HIGH SOCIETY 1975 stand in Schaffhausen ein Wirtepaar vor Gericht. In ihrem Gourmetrestaurant hatten sie Dorsch als Hecht verkauft. Der Fall schlug hohe Wellen – und brachte die Köpfe der Staatsanwaltschaft zum Rauchen.

Anne-Christine Schindler

Kaum etwas, das sich auf einen Teller packen lässt, vermittelt Status besser als ein schönes Fischli. Hummer und Austern bei Bianchi oder ein Loup de mer *à la sal*: Das schmeckt gut, kommt schlicht daher und kostet viel – die heilige Dreifaltigkeit der gehobenen Küche. So speist man in diesen Kreisen: Weniger ist mehr, aber die Qualität muss stimmen.

Das Wirtepaar J. und E. in Schaffhausen setzte auf genau dieses Erfolgsrezept. Im Jahr 1958 übernahmen sie das Restaurant F. am Rhein und machten es zu einer Spitzenadresse der gehobenen Gastronomie. Von Nah und Fern pilgerten Gäste nach Schaffhausen, um unter grossen Kandelabern in gepflegtem Ambiente (und an grossen Fenstern, durch die man sich sehen lassen konnte) Forelle blau oder Zander *à la meunière* zu verspeisen. Als Walther Bringolf 1965 die Ehrenbürgerurkunde über-

reicht bekam, dinierte man anschliessend im Restaurant F.

Gut möglich, dass Bringolf anno dazumal auch den in Öl ausgebackenen Hecht (entgrätet, mit Mayonnaise) gegessen hat, der auf der «gross aufgemachten, dreisprachig abgefassten Speisekarte» (*Schaffhauser Nachrichten*) feilgeboten wurde. Daran erinnert hätte er sich bestimmt. Denn eines Tages stellte sich heraus, dass besagter Hecht gar kein Hecht war, sondern ein Dorsch. Importware aus Island. Ein empfindlicher Schlag für die Freund:innen der gehobenen Fischküche – und ein Skandal, der weit über den Rhein hinaus Wellen schlug.

Wann ist ein Dorsch ein Hirsch?

Wie lange man im Gourmetrestaurant Dorsch als Hecht ausgegeben hatte, ist unklar. Es werden wohl mehrere Jahre gewesen sein. Fakt ist,

dass kein Gast je öffentlich über den falschen Fisch ausgerufen hatte. Erst durch eine Kontrolle des Lebensmittelinspektorats im Jahr 1972 (wohl auf Hinweis aus der Gastroszene, in der durchaus gemunkelt wurde) kam es ans Licht. Beziehungsweise vor die Staatsanwaltschaft, die schon damals überlastet war – und den Fall drei Jahre lang verschleppte. Im April 1975 wurde er vor dem Kantonsgericht verhandelt.

Mit ein Grund für die Verzögerung war die Komplexität der Materie. Für die Staatsanwaltschaft war die Causa Dorsch vs. Hecht nämlich überhaupt kein kleiner Fisch. Die grosse Frage war: Hatte das Wirtepaar sich der Fälschung oder des Betrugs schuldig gemacht? Was nach juristischer Haarspalterei klingt, hatte weitreichende Folgen. Während auf Inverkehrbringen gefälschter Ware immerhin ein Monat Gefängnis stand, war die Mindeststrafe für gewerbsmässigen Betrug ein Jahr Zuchthaus.

In den Gerichtsstuben rauchten die Köpfe. Die Rechtslage war unklar, juristisch fischte man im Trüben. Zwar lagen damals ganze 28 Bundesgerichtsurteile zu ähnlich gelagerten Fällen vor, aus ihnen liess sich aber keine klare Linie herauslesen. Schliesslich berief man sich auf ein wegweisendes Bundesgerichtsurteil über einen Berner Wirt, der Stück für Stück dem Betrug verfallen war. Zunächst hatte er infolge eines schlechten Weinjahrs billigeren Wein für teureren Hallauer ausgegeben. Dann mau-schelte er mit Truthahn- und Schweinefleisch. Schliesslich, mit Beginn der Wildsaison, nahm seine kriminelle Ader vollends überhand. Der Wirt streckte seinen Rehpfeffer grosszügig mit Hirsch und verkaufte zudem ausgebeintes Hirschfleisch als Rehschnitzel. Das schmeckte den Gästen besser als das Rehfleisch am Knochen, das er in den Saisons davor serviert hatte.

Der Hirschwirt wurde wegen gewerbsmässigen Betrugs zu einer Haftstrafe samt saftiger Busse verurteilt. Und was dem Berner das Reh war, war den Schaffhausern der Hecht. So behandelte das Kantonsgericht den Dorsch wie den Hirsch: Es sprach das Wirtepaar des Betrugs schuldig.

Ein schlechter Beigeschmack

In Schaffhausen merkte die dinierende High Society nichts von der Täuschung. Ausgegrätet und geschickt präpariert schmeckt der Dorsch (der Hirsch unter den Fischen) dem Hecht ziemlich ähnlich. Die Betrugsnummer bot sich also an. Aber wie war das Wirtepaar überhaupt auf diese schiefe Bahn geraten?

Vor Gericht erklärten die beiden ihren Faux-pas mit der einheimischen Wasserverschmutzung, die dem Fischfleisch nicht wohl bekommen sei. Habe der Wirt den Gästen zwischendurch doch einmal einen echten Schaffhauser Hecht aufgetischt, «setzte es nicht selten Rügen ab. Mit Dorsch war das anders. Dorsch hat keinen Beigeschmack.»

Der Verteidiger des Wirtepaars wand sich wie ein Aal, um den Verdacht aus dem Weg zu räumen, den beiden sei bei der Sache es ums

Geld gegangen. Natürlich sei es «unglücklich» gewesen, dass man den Hecht auf der Speisekarte habe stehen lassen, nachdem man ihn durch Dorsch ersetzt habe. Aber der Wirt und seine Frau hätten ihre Gäste stets grosszügig bedient. Die betrügerische Friture habe man kostenlos nachserviert, zum Kaffee gab es ein Stück Konfekt geschenkt.

Dass man die Speisekarte nicht angepasst habe, begründete der Wirt mit einem «falschen Berufsstolz». Seinen verwöhnten Gästen einzugestehen, dass ausgerechnet er keinen Hecht mehr anbieten könne, sei unmöglich gewesen. Es sei ihm stets um Qualität gegangen und nicht darum, sich zu bereichern.

Die Staatsanwaltschaft kam zu einem anderen Schluss. Laut ihrer Milchbüchlirechnung kostete das Kilo Dorsch zum Tatzeitpunkt rund vier Franken, Hecht aber zehn. Der Tatbestand der «arglistigen Täuschung», so das Gericht, sei damit erfüllt; man habe eine Schädigung der Gäste «bewusst in Kauf genommen», berichteten die SN. Dass der Dorsch angeblich gleich gut geschmeckt habe wie der Hecht, tat nichts zur Sache (und der Verdacht drängt sich auf, dass der diensthabende Staatsanwalt selbst Leidtragender der Täuschung gewesen sein könnte; jedenfalls gab er zu Protokoll, Dorsch als Hecht auszugeben, sei aus gastronomischer Sicht «erschütternd»).

Der Wirt wurde zu 14 Monaten Zuchthaus und 10000 Franken Busse verurteilt, seine Frau zu zwölf Monaten und 5000 Franken. Immerhin wurde die Strafe bedingt ausgesprochen, mit einer zweijährigen Probezeit. Wenn man sich vorstellt, wie sich das Wirtepaar vor Gericht gefühlt haben muss, bleibt einem das Lachen aber doch etwas im Halse stecken.

Für etwas Aufheiterung sorgt da das kantonale Lebensmittelinspektorat, durch dessen Kontrolle die Täuschung aufflog. In seinem Jahresbericht 1975 griff es den Fall mit einem Augenzwinkern (und einem geschickten Seitenhieb gegen den Berner Hirschwirten) auf. «Hoffentlich hat dieses Urteil auch eine präventive Wirkung auf die verschiedenen anderen wunderbaren Verwandlungen im Land herum... und sei es nur die Metamorphose des gemeinen Truthahns in die Form von feinen Kalbsteaks oder von deklassiertem «Landwein» in fein gepflegten «Hallauer», heisst es da. Vielleicht führe ja die Causa Hecht-versus-Dorsch dazu, «dass nun endlich gesamtschweizerisch die Speise- und Getränkekarten gesetzskon-

form und das heisst ehrlich erstellt werden. Oder wie lange soll es noch gehen, bis der Gast aus der Menükarte sieht, ob das Schnitzel von einem Guggel, von einem Kalb oder evt. von einem Tannenbaum stammt...»

Geflügelter Fisch

Für das bereits hart getroffene Wirtepaar hatte die Geschichte ein weiteres Nachspiel. Im Sommer nach dem Urteilsspruch beantragte die Polizeidirektion beim Schaffhauser Regierungsrat, dass ihnen das Wirtschaftspatent aberkannt werden solle. Weil das Patent aber ohnehin bald ablief und die beiden vorhatten, die Schweiz für längere Zeit zu verlassen, sah man schliesslich davon ab.

An ihrer Stelle übernahm ihr Sohn das Restaurant und führte es vierzig Jahre lang höchst erfolgreich. Als er sich schliesslich, reich mit Gault Millau-Punkten geschmückt, in den Ruhestand verabschiedete und das Inventar verscherbelte, reisten Fans aus dem ganzen Land an, um eins der silbernen Fischmesser, eine Zigarrenschachtel oder einen Kandelaber zu erstehen.

Die Geschichte nahm also doch noch ein Happy End. Und wie das mit Geschichten manchmal so ist, wurde sie über die Jahre zum Mythos. Das gemeine Fussvolk lachte in den Beizen noch lange über die Mehrbesseren, die Dorsch nicht von Hecht unterscheiden konnten.

Für die Mehrbesseren wiederum, die man um die ihnen zustehenden Privilegien betrogen hatte, wurde der Fall zur Chiffre, mit der sie ihre ganze gewichtige Empörung zum Ausdruck bringen konnten. So etwa in einem Leserbrief aus dem Jahr 2007, in dem ein Herr im *Tages-Anzeiger* seinem Ärger über das Zürcher Opernhaus Luft machte. Statt einer Opernsängerin, die er und seine Frau unbedingt sehen wollen, war ohne Vorankündigung eine andere aufgetreten. «Dieses Verhalten ist enttäuschend», schrieb der Herr: «Wenn mir in einem Restaurant an Stelle des in der Speisekarte angegebenen und von mir bestellten Menüs mit Hecht ohne weitere Erklärung ein Dorsch serviert wird, so fühle ich mich schlecht bedient und habe Grund zur Irritation.»

Und die Moral von der Geschicht?
Fische haben kurze Beine.

Mitarbeit: Anissa Huber

Sommerserie:

Schaffhausen, Stadt der Skandale: In unserer Sommerserie widmen wir uns den Schockmomenten und Gerüchten der letzten Jahrhunderte.



«Das ist unser Moment»

RUM Crevetten, graue Schuhe und eine verworfene Recherchefrage: Unser Bericht vom ersten Caribbean Festival in Schaffhausen.

Jonas Frey (Text) und Robin Kohler (Bild)

Am Ende dieses Samstagabends blicke ich auf meine schwarzen Schuhe. Sie sind von einer dicken, grauen Schicht überzogen. Ich kam mit einer Frage hierher in den Mosergarten, zusammen mit Hunderten anderen, die stundenlang euphorisch auf dem Kieselsteinboden tanzten und Staub aufwirbelten: Kann Schaffhausen Karibik? Nun kommt es mir untertrieben vor, die Frage nur mit einem Ja zu beantworten. Denn Schaffhausen liebt das Caribbean Festival.

Am Anfang ist diese Liebe noch verhalten. Um halb sechs kann Schaffhausen vor allem Kaiserschmarrn, Gyros und Waffeln. Das Streetfoodfestival auf dem Münsterplatz ist gut besucht, im Mosergarten dagegen noch alles ruhig. Vor allem Spanisch sprechende

Familien mit Kindern sind hier, und die kubanische Band «Sanamé y su son» konkurriert beim Soundcheck mit den Kirchenglocken. Einer der Musiker trägt einen pinken Anzug, schüttelt die Maracas und übt seine Tanzschritte ein. Das Setting unter den grossen Baumkronen ist idyllisch. Doch ob heute hier die grosse Party stattfindet? An der Bar bestelle ich ein Bier.

Organisiert wird das Festival von den Betreiber:innen der Caribbean Bar. Seit einem Jahr lädt dieses jeden Tag zu Drinks, Beats oder Bingo an die Repfergasse. Im Mosergarten ist sie mit dem grössten Stand vertreten, daneben reihen sich Essens- und Getränkestände, die mit Fahnen der Dominikanischen Republik, von Kuba, Mexiko und Brasilien beschmückt sind. Am Eingang macht eine Familie Halt. «Meine Freundin würde sofort kommen», sagt

eine Frau zu ihrem Partner. «Wegen Karibik und so.» Der Mann holt sich eine Bratwurst, sie tanzt mit dem Babywagen zum Soundcheck der kubanischen Band. Danach gehen sie weiter. Was meinen Schaffhauser:innen mit «Karibik und so»?

Nach einer kurzen DJ-Einlage beginnt das Konzert von «Sanamé y su son». «Yo soy Cubano», singt der Frontmann ins Mikrofon, und langsam füllt sich der Platz. Manche beginnen schüchtern mit den Beinen und Armen zu wippen, anderen sind die eingeübten Schritte aus dem Tanzkurs anzumerken. Ein besonders eingespieltes Paar zieht vor der Bühne weite Kreise über den Kieselsteinboden. Ich frage zwei Frauen Anfang 40, weshalb sie hierhergekommen sind: «Wegen des Tanzens», sagt eine von ihnen. Sie hätten früher gemeinsam einen Salsakurs in Zürich besucht, «in Schaffhausen gab es das damals noch nicht.» Sie würden die Kultur der Offenheit schätzen, sagen sie. Später sehe ich sie in der tanzenden Masse zuvorderst.

Je länger «Sanamé y su son» spielen, desto mehr Leute strömen in den Mosergarten. Von jenen, mit denen ich ins Gespräch komme, höre ich oft dasselbe: Tanzen und kultureller Aus-

tausch, darum seien sie hier. Weitere stolpern zufällig auf das Gelände. «Was, wir haben eine Caribbean Bar?», fragt ein Mann seinen Begleiter. «Das haben wir gar nicht gewusst. Obwohl wir aus Schaffhausen sind.» Auf der Bühne nimmt die Organisatorin Zunilda Cedeño das Mikrofon in die Hand: «Somos una familia grande», sagt sie, wir seien eine grosse Familie. «Wir sind von überall. Vielen Dank und: Party!»

Shisha und Zigarre

Eine Frau animiert zwischen dem kubanischen Stand und der Bühne immer wieder das Publikum. Sie heisst Esther Sanamé und leitet seit einigen Jahren die Tanzschule Salsa Unica an der Schlagbaumstrasse. Auf der Bühne hat sie ein Schild angebracht, das zu Spenden für Kuba aufruft. «Das ist unser Moment», sagt sie zu mir, während sie in einem Topf rührt. «Der Moment aller Latinos in Schaffhausen. Wir zeigen, wer wir sind, dass wir da sind.» Sie offeriert ein Glas Rum mit Beeren, die 30 Jahre lang in Rum eingelegt gewesen seien. Wir stossen an. Danach drückt sie mir einen Teller mit Crevetten und Gemüse in oranger Sauce in die Hand. Als ich zahlen will, verweist sie auf die Spendenbox auf der Bühne.

Dieses Erlebnis wiederholt sich an mehreren Ständen. Nach einem brasilianischen Nelkenschot, einem dominikanischen Presidente-Bier und unglaublichen Tacos al Pastor vom Foodtruck von Cheke denke ich mir, dass es die Stände am Caribbean Festival mit Leichtigkeit mit dem Streetfoodfestival aufnehmen können. Als der Himmel eindunkelt, wird an manchen Tischen Shisha geraucht, andere machen es sich mit einer Zigarre im Plastikstuhl bequem. Die meisten stehen aber vor der Bühne oder vor dem Stand der Caribbean Bar. Ich stelle mich zu den Tanzenden nach vorne. Das rot-blaue Scheinwerferlicht der Bühne leuchtet zwischen Kieselsteinboden und Baumkronen.

Nach einem weiteren DJ-Intermezzo spielen nochmal «Sanamé y su son». Aus dem tanzenden Publikum gehen zahlreiche Hände in die Höhe, die Leute bewegen sie nach links und rechts, klatschen. Der orchestrierte Tanz ist angelehnt an den Song «Echa Pa'lla» von Pitbull. Der Refrain lautet übersetzt: «Hebt die Hände hoch, bewegt sie nach unten, zur einen Seite, zur anderen.» Esther Sanamé, mit Kuba-Fahne um den Bauch, macht es gemeinsam mit zwei Musikern vor. Die Stimmung ist ausgelassen. Wo man hinschaut, blickt man in lachende Gesichter.

Meine Aufgabe als Journalist erübrigt sich. Sollte man nicht besser einfach tanzen, statt Fragen zu stellen? Am Caribbean Festival, so wird mir im Verlauf des Abends klar,

geht es nicht um kulturkritische Metafragen. Der Mosergarten ist voll, Schaffhausen tanzt, das Caribbean Festival ist ein Erfolg. Damit ist alles gesagt. «Geld ist mir egal, Ruhm ist mir egal. Für mich zählt Gesundheit, Liebe, Familie und eine Mahlzeit», heisst es auf Spanisch im Pitbull-Lied, das «Sanamé y su son» erneut spielen. Als ich am Ende des Abends auf meine grau überzogenen schwarzen Schuhe blicke, muss ich daran denken.

Montagnachmittag in der Repfergasse. Zunilda und Sandry Cedeño sitzen in ihrer

Caribbean Bar und erzählen, dass sie niemals so viele Besucher:innen erwartet hätten, wie tatsächlich gekommen sind. «Deshalb mussten die Leute manchmal warten, bis sie Getränke hatten», sagt Zunilda Cedeño. «Viele bestellten Caipirinhas oder Mojitos. Diese Getränke muss man immer frisch zubereiten. Für das nächste Mal wissen wir das.» Das nächste Mal, das soll in einem Jahr sein, sagt die Barbetreiberin, «wenn wir gesund bleiben.»

Den Mosergarten hat sie vorsorglich bereits reserviert.



In den Pfaditränk fallen

PFADI Während manche von der Pfadi schwärmen, fragen sich andere, warum man mit Fantasienamen im Wald herumläuft. Was ist das für eine Parallelwelt? Ein Annäherungsversuch.

Text: Fabienne Niederer

Bilder: Robin Kohler (v/o Wiesel)

Scara, 33, Projektassistentin Hochbau:

Ich ging ab der dritten Klasse in die Pfadi. Ich hatte gerade die Schule gewechselt, in der neuen Stadt war die Pfadi ein grosses Ding, und ich versuchte, Anschluss zu finden. Das Konzept der Pfadi war in der Theorie immer etwas sehr Schönes. In der Realität haben mich die fixen Termine als Kind geärgert – ich lebte gerne in den Tag hinein. Später, als Leiterin, wurden mir sowohl Zeitaufwand als auch Verantwortung letztlich zu viel. Mitgenommen habe ich trotzdem einiges. Nicht unbedingt die klassischen Survival-Skills – ich kann grottenschlecht Karten lesen –, sondern das Vorbereiten eines Programms, das gemeinsame Grübeln, wie man etwas Cooles auf die Beine stellt. Seither habe ich immer im

Hinterkopf, dass ein Erlebnis für alle toll sein soll, dass die Gruppe zuerst kommt. Dazu kommt Selbstvertrauen, sobald du einmal merkst, wie viel eigentlich möglich ist. Lange habe ich diese Skills nicht per se auf die Pfadi zurückgeführt. Aber rückblickend ist es mir klar. Ein wenig so, wie wenn man als Kind eine neue Sprache erlernt.

Auf einem Ackerstück am Stadtrand von Schaffhausen, das freundlicherweise von einem Bauern zur Verfügung gestellt wurde, haben sich über 500 Menschen versammelt. Zum ersten Mal seit 14 Jahren findet hier das kantonale Pfadilager statt. Pfadis aus dem ganzen Kanton sind angereist, drei sogar aus anderen Teilen der Schweiz. Während zwei Wochen besetzen nun die «Siedler:innen von Kalatan» das Gelände – der Name ist angelehnt an

Brettspiel «Die Siedler von Catan» und an die pfaditypische Abkürzung fürs Kantonallager – KaLa. Ein fernes Land also, in dem irgendwo ein Schatz verborgen liegt. Dort will ich hin. Aber es gibt einen Haken: Ich bin nicht für die Pfadi gemacht. Beim einen Mal, als ich als Erwachsene campen war, reichten meine Fähigkeiten gerade einmal fürs Aufstellen eines Wurfzelts. Wanderschuhe borge ich von meiner Schwester, wenn ich welche brauche. Und mein einziger Schlafsack ist gute 15 Jahre alt, meine Mutter hat meinen Namen mit Edding daraufgeschrieben.

Beim Wort «Pfadi» schiessen mir Bilder vom Zeltaufbauen und Feuermachen in den Kopf. Aber das kann kaum alles sein. Und so stehe ich am Rand dieses Ackers und will wissen, was dieses Phänomen eigentlich ist: eine offene Gemeinschaft oder ein exklusiver Club, der sich über Generationen festigt? Und wie ist es, sich als Aussenstehende hier einzuschleusen?

Ankommen

Zwei Jahre Planung stecken in der «Siedlung von Kalatan»: Ein zehnköpfiges OK, über 100





Helferinnen und Helfer und natürlich die Pfadis selbst haben Herzblut investiert. Entstanden ist eine ganz eigene, vom Rest Schaffhausens abgeschottete Welt aus speziellen Zelten – sie nennen sie Spatzen und Sarasanis –, Info-Desks, Kletterwänden, Holzkarussells und Ruhezonen. Jedes Camp ist mit Fähnchen markiert und hat einen eigenen Touch: Während die einen mit einer Beach-Bar ausgestattet sind, steht bei anderen ein aufblasbarer Pool im Vorgarten. Es gibt ein kleines Café mit eigens kreierten Getränken wie Kala-Tee, das OK produziert eine Lagerzeitung, und an den Wänden hängen Zettel mit Gerüchten und Tratsch vom Zeltplatz.

Laut diesen sucht einer aus der Pfadi Schiers mit dem Namen Munzel wohl gerade eine Freundin. Oder er bekommt tatkräftige Verkopplungs-Hilfe von seinen Kolleg:innen: 1,90 Meter gross sei er, habe einen Bizepsumfang von 36 Zentimeter und noch keine Erfahrung mit Frauen. Dafür sei er mit seinen «knackigen 19 Jahren» rund um die Uhr zu haben.

Die Kinder sprechen sich hier nur mit ihren Pfadinamen an, oft kennen sie den «zivilen» Namen der anderen gar nicht. Und unter den Abteilungen gibt es natürlich genauso

Freundschaften wie Rivalitäten. Typisch dafür ist das Pflöckle: Nachts klauen die Kinder die Heringe fremder Zelte, damit das Konstrukt über den Nasen der Schlafenden zusammenbricht. Logischerweise ist das auch in diesem Lager schon vorgekommen.

Am Waldrand haben Helfer:innen ein vierstöckiges Haus in die Baumkronen gebaut, gehalten von Seilen, Nägeln und einer Portion Selbstvertrauen, aber ohne die Bäume zu beschädigen. Ich kletterte ganz nach oben. Eine Gruppe junger Pfadis stösst dazu und berichtet, wovon die Geschichte handelt, die sich dieser Tage auf dem Gelände abspielt: Die Herrscherin von Kalatan hat sie beauftragt, einen Schatz zu suchen. Natürlich winke ein Finderlohn, versicherte sie. «Zuerst hat sie noch voll auf nett getan», meint eines der Kinder, «aber heute Morgen haben wir uns verkleidet, um sie zu belauschen. Da hat sie richtig über uns abgelästert!» Die Kinder reden wild durcheinander, als sie ihren Plan schildern, die Machenschaften der bösen Herrscherin aufzudecken.

Die Pfadis kommen mit Geschicklichkeitsaufgaben und kleinen Spielen voran, die ihnen – ganz in Catan-Manier – Rohstoffe bringen und sie so peu à peu zum Schatz führen. Seile knoten, Feuer machen, Kompass

und Karte lesen, Brücken bauen: Die Aufgaben sind klassisch Pfadi. Nach bestandenen Prüfungen schmücken sie ihre Hemden mit Abzeichen, auf die sie sichtlich stolz sind, als ich sie darauf anspreche.

Verstehen

Lion, 46, Oberstufenlehrer:

In der Pfadi nannten sie mich Lion – angeblich, weil ich so eine Kampsau war. Ich kam über ein Nachbarskind in den Verein und blieb einfach dabei. Für uns bedeutete die Pfadi Freiheit. Wir fühlten uns wie kleine Erwachsene, draussen im Wald, immer voller Action. Schon als kleine Wölfler waren wir extrem stolz. Durch das Miteinander, das Kennenlernen verschiedener Menschen und die frühe Verantwortung ist es kein Zufall, dass so viele von uns später zum Lehramt kommen.

Vor ein paar Jahren war ich wieder als Leiter im Lager und es war, als wäre die Zeit stillgestanden: die Seile, die Zeltplanen, all die Gerüche. Das war eindrücklich, gerade heute, wo sich alles so schnell wandelt. Kochen im Freien und mit wenig auskommen ist ein völliger Kontrast zum heutigen Konsum. Oft denke ich darum: Es ging eben auch einfacher.

Zum Znacht werden Käseschnitten serviert. Ich hole mir an der Festbank meine Ration und setze mich zu den Helfer:innen. Audax

«Keine Sorge, das ist in der Pfadi ganz normal.»

Pfadi-Mitglied

und Vjvax sind beide seit Jahren Teil des Pfadi-Kosmos. Sie erinnern sich noch gut daran, wie es war, ihre neuen Namen zu erhalten – und wie schwer es später als Leiter war, einen passenden für die eigenen Schützlinge zu finden. Audax' Name bedeutet frech, erzählt er. «Und das bin ich ja auch!»

Für die Auswahl gibt es in Schaffhausen eigentlich eine bewährte Methode: Man nimmt ein passendes Wort und übersetzt es in eine schönere, manchmal lautmalerische Sprache. Aber das klappt nicht immer. «Einer, den du hier sicher noch triffst, heisst Crash», erklärt man mir. Als Kind rannte der mit voller Wucht in einen Leiter – und brach dessen Rippen. Überhaupt reichen die Namenskreationen von schön bis grenzwertig skurril: Ich höre Meme (wie das Internetbild), Gögel (Bündner Dialekt für Schlitten), Zack, Zwirblä und Joker – letzteres als Tschoker geschrieben. Manchmal beeinflussen frühere Generationen die Namen der Nachkommen. Munzels Name – der junge Mann, der eine Freundin sucht – ist eine Mischung aus Mugge (sein Vater) und Rapunzel (seine Mutter). Anscheinend gibt es sogar ein Mitglied namens Öpfel. Verstehen muss ich das nicht. Klar wird: Es ist eine zweite Identität, die man sich in der Pfadi aneignet. Und der Name eine Art Geheimcode unter Eingeweihten – gerade für Kinder kann ich den Reiz daran sehr gut verstehen.

Abends streife ich über das Gelände. Am Waldrand steht eine Bar inklusive Aussichtsplattform und Lichterketten. Hier sitzen die Pfadileiter:innen bunt durchmischt an den Festbänken. Manche sind noch aufgedreht vom Tag, andere warten darauf, bis sie in ein paar Stunden zur traditionellen Nachtübung rufen können.

Und natürlich gibt es die berüchtigten Namenstufen: Vor diesen hatte mich schon am Nachmittag ein Kind gewarnt, es töne manchmal «sehr schlimm und brutal». «Aber keine Sorge, das ist in der Pfadi ganz normal», sagte mir das Mädchen. Für die eigene Taufe ging es damals in den Wald, der Pfad nur von ein paar Knicklichtern beleuchtet. Die Erzählungen erinnern an eine Mutprobe. Immerhin: Zurück im Camp wird der neue Name mit Schoggi-crème besiegelt.

Normalerweise sind diese Rituale für Ausenstehende tabu. Dank etwas Überzeugungsarbeit lässt mich eine Gruppe dennoch teilhaben, und zwar direkt an zwei Namenstufen.

Es geht in den Wald. «Mittlerweile wird schon in den Kursen gelehrt, dass man immer drei wichtige Leute informieren muss, bevor man eine Taufe durchführt», sagt man mir. «Den Jäger, den Förster und die Polizei.»

Mut erproben

Die Uhr zeigt halb eins, als mich die Leitenden abholen und den dunklen Waldpfad entlangführen. Die erste Taufe ist die einer jugendlichen Teilnehmerin und läuft nach allem, was ich gehört habe, sehr traditionell ab: den Knicklichtern folgen, ein kurzes Durchschütteln in einer Zeltplane, dann die Buchstabenkarten, die den neuen Namen ergeben, mit

dem Mund aus einer Schüssel Mehl fischen. Die Zeremonie endet mit dem traditionellen Pfaditrunk – das Rezept ist streng geheim, aber als Zutaten ist alles erlaubt, was «wenigstens entfernt konsumierbar ist», lasse ich mir sagen, eine Tour de Frigo also.

Ich merke, wie mich die Dunkelheit und die Geräusche des Waldes immer nervöser machen. Die Kommentare der Leitenden, dass ich vielleicht als nächste dran bin, tun ihren Rest. Zu meinem Glück ist die nächste Taufkandidatin an der Reihe: Diesmal ist es die 19-jährige Freundin eines langjährigen Pfadis, und das bedingt ein ganz anderes Programm. Ein knorriger Baum wird zum besten Freund der Kandidatin, besiegelt mit Seilen und Klebeband. Nach kurzem Schmoren in der Dunkelheit, während dem sie sich mit ihrem neuen Freund vertraut machen kann, bekommt sie eine kulinarische Eigenkreation zu essen – Gummibärchen zum Beispiel, die über Nacht in Essig eingelegt wurden. Frisch gestärkt tritt die Namensanwärterin danach zum Tauziehen an. Gegen einen Baum, nur weiss sie das nicht. Danach geht es nach Handbuch weiter.

Ich werde am Morgen nochmals auf sie treffen und mich erkundigen, wie es ihr in der Vornacht ergangen ist. Mit einem Lachen wird sie mir versichern, dass sie Spass hatte. Nur das Mehl müsse sie erst noch aus den Haaren bekommen. Um halb zwei lege ich mich endlich aufs Campingmätteli. Es ist kalt und nass. Zelten bleibt nicht mein Ding. Der Wecker ist auf

kurz vor acht gestellt, damit ich das Frühstück nicht verpasse. Verschlafen kann man in einem Zelt aber eigentlich ohnehin nicht, dafür sorgen bald die Sonne und die brütende Hitze unter den Kunststoffwänden.

Schmetterling werden

Foxy, 31, Journalistin

Meine Mutter war selbst in der Pfadi und fand das gut, darum schickte sie meinen Bruder und mich später auch hin. Mir gefiel es von der ersten Übung an. Ich weiss noch, dass wir im Zoo Zürich waren und ich extrem aufgeregt war, weil wir einen Bösewicht davon abhalten mussten, die Zootiere zu stehlen. Von da an war ich voll dabei. Ich blieb länger bei den Bienli (so hiessen die Wölfler damals) als die meisten. Meine Leiterinnen ernannten mich dafür zum «Leitbienli» – ein Titel, den es vermutlich gar nicht gab. Stolz war ich trotzdem.

Für mich war die Pfadi identitätsstiftend, auch später als Leiterin. Sie lehrte mich dranzubleiben, Verantwortung zu übernehmen, nicht gleich aufzugeben – und das immer im Kreis Gleichaltriger. Deshalb sagt man bei uns auch gern: Einmal Pfadi, immer Pfadi.

Nach dem Frühstück steht für mich der Abstieg zurück in die Stadt an, weg von der Welt, die die Pfadi-Mitglieder hier oben auf dem Hügel errichtet haben. Mir bleibt eine schöne, aber unausweichliche Erkenntnis: Ich bin Fan der Pfadi geworden. Die selbstverständliche anmutende Hilfsbereitschaft und die Offenheit gegenüber Fremden imponieren mir, und ich beneide die Pfadi um die Möglichkeit, sich ab und an vom Rest der Welt abzukapseln.

Und doch würde ich nie beitreten; keine zehn Pferde könnten mich zu meiner eigenen Taufe bewegen. Für Mutproben bin ich genauso wenig gemacht wie fürs Zelten.

Zum Glück muss ich dieses Hindernis auch gar nicht überwinden. Den Namen erschummle ich mir denn auf anderem Weg: durch nettes Fragen. Nicole Silvestri, unter Gleichgesinnten als Aiwe bekannt und meine Begleiterin durch Kalatan, begann gleich zu meiner Ankunft mit dem Grübeln. Am Ende wählt sie für mich den Namen Tgiralla, Schmetterling auf Rätoromanisch. «Du bist zu uns ins Lager geflattert und hast dich ohne Vorurteile auf das Pfadi-Abenteuer eingelassen», erklärt sie ihre Wahl. «Schade, musstest du wieder davonflattern.»

«Vor einer Taufe muss man drei wichtige Leute informieren: den Jäger, den Förster und die Polizei.»

Pfadi-Helferin

«Es ist kein Zufall, dass so viele von uns später zum Lehramt kommen.»

Lion, Ex-Pfadimitglied



Die neuen Gesichter im Museum zu Allerheiligen: Die Kuratorinnen Victoria Humphrey (l.) und Sarah Merten.

Fotos: Robin Kohler

Eine neue Handschrift

WANDEL Die beiden neuen Kuratorinnen wollen das Museum zu Allerheiligen langfristig mitprägen. Wer sind die beiden Frauen und was haben sie vor?

Interview: Fabienne Niederer

Das Museum zu Allerheiligen hat bewegte Jahre hinter sich: Grosse Pläne wurden verworfen, Streitigkeiten drangen an die Öffentlichkeit, Machtverhältnisse wurden infrage gestellt. 2024 verabschiedete sich Museumsdirektorin Katharina Epprecht, früher als einst angekündigt. Seither verdeutlicht sich ein kultureller Wandel, den ihre Nachfolgerin Gesa Schneider Stück für Stück einläutet. Teil dieses Wandels sind zwei neue Gesichter: Sarah Merten, Kuratorin für Gegenwartskunst, und Victoria Humphrey, Kuratorin für Kunst und Grafik.

Nach einem Jahr im bedeutendsten Museum der Region wird es Zeit für eine erste Gradmessung.

In den letzten Jahren war das Museum zu Allerheiligen kein leichtes Terrain: Das Projekt «Museum 2025» wurde in der Luft zerrissen, die frühere Direktorin Katharina Epprecht stand in der Kritik, ebenso ihr Vorgänger Peter Jezler. Hat Sie das nicht abgeschreckt? **Victoria Humphrey** Eigentlich gar nicht. Beim Bewerbungsgespräch lernte ich die jetzige Museumsdirektorin Gesa Schneider kennen und spürte sofort die gute Stimmung im Haus. Ich habe mich gefreut, wie offen sie für neue Ideen und gemeinsame Projekte ist. Von dem, was davor war, hatte ich natürlich schon gehört. Es liegt für mich aber in der Vergangenheit. **Sarah Merten** In der Museumswelt hatte man von den Entwicklungen, die Sie erwähnen, ge-

hört. Durch ein Volontariat vor mittlerweile 15 Jahren habe ich das Museum zu Allerheiligen aber schon davor kennengelernt und konnte damals, als völliger Newbie und noch unter Peter Jezler, viel für mich mitnehmen. Die früheren Tätigkeiten von Gesa Schneider waren mir ebenfalls bekannt und haben mich inspiriert.

Die Vorgeschichte belastet Sie also nicht?

Merten Die Vergangenheit ist Vergangenheit. Wir haben im letzten Herbst unter neuen Voraussetzungen begonnen. Wenn uns aber Ausenstehende wie etwa die Presse auf Früheres ansprechen, wird uns klar: Die Schaffhauser:innen haben nochmals ganz andere Erwartungen an das Allerheiligen. Für mich zählt jedoch die Zukunft und das, was wir umsetzen wollen.

Sie haben es bereits selbst angetönt: Gesa Schneider scheint mit ihrer aufgeschlossenen Art und ihrem umtriebigen Programm einen Kulturwandel einzuleiten. Die Besucher:in-

nenzahlen geben ihr recht. Sehen Sie sich als Teil dieses Wandels?

Merten Auf jeden Fall. Wir wurden eingestellt im Vertrauen darauf, dass wir zu der Richtung passen, die Gesa Schneider sich fürs Museum vorstellt. Dieses Vertrauen beruht auf Gegenseitigkeit.

Humphrey Wir können natürlich nicht für die Museumsdirektorin sprechen, aber eine sichtbare Neuerung liegt zum Beispiel in der stärkeren Interdisziplinarität.

«Wir wurden nicht
eingestellt, um erstmal
alles neu zu machen.
Das wäre ein schlechter
Auftrag gewesen.»

Sarah Merten,
Kuratorin Gegenwartskunst

Man bekommt das Gefühl, dass mit Ihnen ein frischer Wind in die Kunstabteilung eingezogen ist. Das Museum zeigte zuletzt zum Beispiel zunehmend gesellschaftspolitische, feministische Perspektiven.

Humphrey Es stimmt, gerade erst im Frühling habe ich mit Sarah eine Führung organisiert, die bewusst Frauen in der Kunst hervorhob. Mir ist es ein Anliegen, Frauen sichtbarer zu machen – etwa Künstlerinnen aus unserer Sammlung, die bisher selten gezeigt wurden, weil sie im Vergleich zu den männlichen Künstlern noch unbekannt sind. Ausserdem zeigt sich auch in der Sammlung selbst eine Lücke: Einerseits wurde früher mehr von männlichen Künstlern gesammelt, es gab andererseits auch gesamthaft weniger Künstlerinnen. Diese Lücke versuchen wir heute zu schliessen.

Diese Beobachtung ist also kein Zufall?

Merten Es freut uns natürlich, dass Sie diese Veränderung bemerkt haben. Für meine Arbeit sind feministische Themen wichtig. Ich gehöre zu einer Generation, die schon im jungen Erwachsenenalter Teil einer der grössten politischen Bewegungen der Schweiz war. Das schlägt sich deshalb auch in der Themenwahl, den Ausstellungen und Events nieder. Wenn überhaupt, ist es also Zufall, dass wir ausgerechnet in der heutigen Zeit geboren sind. Feministische Fragen sind gesellschaftliche Fragen und vor allem: sozial relevante.

Ist Ihr Motto dieser Tage also: alles neu?

Merten Nein. Ich komme nicht an einen neuen Arbeitsplatz und will alles mit einem Bull-

dozer umgraben, ohne zu schauen, was dort schon gewachsen ist. Das wäre arrogant und ist auch nicht unser Ziel. Viel eher schauen wir, was da ist, und entwickeln es weiter.

Humphrey Es ist ausserdem eine riesige Sammlung, mit der wir arbeiten. Anfangs ist es wichtig, sich einen Überblick zu verschaffen: Was gibt es schon? Wo sind Lücken, die man füllen muss? Wo können neue Schwerpunkte gesetzt werden? Das braucht Zeit.

Merten Mit neuen Personen kommen auch neue Perspektiven ins Museum, das ist klar. Aber wir wurden nicht eingestellt, um erstmal alles neu zu machen. Das wäre ein schlechter Auftrag gewesen (*lacht*).

Frau Merten, aktuell läuft die Ausstellung «Humans» von Olaf Breuning. Das ist eine ziemlich grosse Kiste, um in den Job zu starten, wie Sie es getan haben. Haben Sie dieses Projekt geerbt?

Merten Die Ausstellung war vereinbart, aber noch nicht ausgearbeitet. Ich erinnere mich noch an eines meiner Bewerbungsgespräche, als Pläne mit einem «grossen Namen» erwähnt wurden. Damals habe ich gerätselt, wer das sein könnte – und am Ende war es tatsächlich Olaf! Für mich war das die perfekte Gelegenheit, mit vollem Schwung in die Arbeit einzusteigen.

Waren Sie nervös vor der Eröffnung?

Merten Ja und nein. Wir sind nicht von ungefähr eingestellt worden, sondern bringen die entsprechenden Kompetenzen für solche Projekte mit. Aber natürlich gibt es Momente, wo es viel werden kann. Genau dann brauchst du ein gutes Team, das dich auch stützt. Das haben wir.

Auch Ihnen, Frau Humphrey, steht im August Ihre erste selbst kuratierte Ausstellung bevor: «Orakel». Was hat Sie ausgerechnet zu diesem Thema bewegt?

Humphrey Die Idee entstand zufällig in meinen ersten Tagen hier. In der naturhistorischen Abteilung entdeckte ich einen Raben und meine Gedanken wanderten sofort zu den alten römischen Auguren und zu schlechten Omen. Daraus entwickelte sich das Thema Orakel und die Fragen: Wem hören wir eigentlich zu, wenn wir unsere eigene Zukunft kennen wollen? Ich möchte die Vielstimmigkeit sichtbar machen, mit der Menschen seit Tausenden von Jahren nach Antworten auf Fragen zu ihrer Zukunft suchen – und dazu einladen, darüber nachzudenken, welchen Stimmen wir Vertrauen schenken.

Frau Merten, Sie haben unser Städtli bereits kennenlernen können. Frau Humphrey, Sie haben hingegen einen Schritt ins Unbekann-

te gewagt. Deshalb: Warum ausgerechnet Schaffhausen?

Humphrey Ich war vor meiner Anstellung nur einmal in Schaffhausen und weiss noch, wie ich mir dachte: «Die haben ein Glück, an diesem Ort zu arbeiten», weil ich es hier so schön fand. Dazu kam eine aktuelle Ausstellung von Geschichtskurator Daniel Grütter, die mir sehr gefiel. Als ich das Inserat sah, war ich gespannt, was hier auf mich zukommen könnte. Seitdem entdecke ich die Stadt jeden Tag neu – besonders mag ich die kleinen Ländli, die man überall findet.

Den SN sagten Sie im letzten Herbst, besonders vermissen würden Sie den Ausblick aus Ihrem alten Büro im Forum Würth Rorschach – direkt auf den Bodensee.

Humphrey Der war besonders cool! Aber auch hier ist es toll, allein die Zugfahrt am Rheinfluss vorbei kann man mit nichts vergleichen. Ich kann mich also wirklich nicht beklagen.

Und wie war es für Sie, Frau Merten, nach Schaffhausen zurückzukehren?

Merten Für mich war es fast wie ein Heimkommen. Viele Kunstschaaffende, die ich im Volontariat kennenlernte, sind immer noch aktiv. In den letzten Jahren wurde ich ab und zu angefragt, um beispielsweise eine Rede an einer Vernissage zu halten. Das hat mir gezeigt, dass man auch mich nicht vergessen hat, das Netzwerk ist also erhalten geblieben.

«Ich weiss noch, wie ich
mir dachte: Die haben ein
Glück, an diesem Ort zu
arbeiten.»

Victoria Humphrey,
Kuratorin Kunst und Grafik

Springen wir einmal zehn Jahre in die Zukunft: Was wollen Sie bis dahin hier erreicht haben?

Humphrey Ich habe einige konkrete Vorstellungen. Natürlich würde ich gerne mehr Grafiken zeigen. Die Kunstsammlung ist nämlich ein Eisberg von rund 34 000 Werken: Man kann nur einen kleinen Teil davon zeigen und das sind oft Gemälde, Grafik ist dagegen schwieriger auszustellen.

Weshalb?

Humphrey Aquarellfarben können beispielsweise verblassen, wenn man sie längere Zeit dem Licht aussetzt. Abgesehen davon wünsche

ich mir, viele spannende und vor allem sozial relevante Themen auffangen zu können.

Und was erhoffen Sie sich, Frau Merten?

Merten Ich möchte, dass das Museum ein gastfreundlicher Ort ist, der Menschen anzieht – auch über Schaffhausen hinaus, das ja eher am Rand der Schweiz liegt. Ich will also etwas machen, bei dem sogar Leute von weit weg denken: «So, jetzt müssen wir auch mal nach Schaffhausen.»

Humphrey Ich würde mir ausserdem wünschen, dass das Museum als offener Ort verstanden wird, einer, bei dem man keine Hemmungen hat, einzutreten.

Merten Und natürlich wollen wir, dass man gute Kunst sieht und die Leute Spass haben!

Die Kunstabteilung ist im Museum zu Allerheiligen am sichtbarsten vertreten. Sie ist mit mehr Kurator:innen ausgestattet und richtet die meisten Ausstellungen aus. Haben Sie daher eine privilegierte Position innerhalb des Museums? Hüten Sie gewissermassen das «Golden Child»?

Merten Nein, es überrascht mich aber nicht, dass es so wirken könnte. Dabei ist immer die Frage: Was vergleicht man miteinander? Die Kunst hat etwa verglichen mit der Kulturgeschichte keine grosse Dauerausstellung, dafür mehr wechselnde Schauen, was natürlich Aufmerksamkeit erregt. Gerade die Gegenwartskunst braucht eine gewisse Frequenz: Würde man sagen, es gibt nur alle fünf Jahre eine neue Ausstellung, könnte man die Aktualität dieser

Sparte überhaupt nicht abbilden. Dazu kommt die Sturzenegger-Stiftung, die neben dem primären Auftrag, das Museum zu unterstützen, auch eine eigene Kunstsammlung besitzt – daneben aber auch kulturgeschichtliche Objekte sammelt. Das trägt ebenfalls dazu bei, dass man denken kann, die Kunst werde bevorzugt.

Humphrey Und: Dass die Kunst überhaupt als so gross wahrgenommen wird, ist auch ein Vermächtnis unserer Vorgänger:innen.

Die Stiftung ist ein gutes Stichwort: Es hat sich wiederholt gezeigt, dass an Ihrer Arbeit verschiedene Personen mit teils starken Meinungen beteiligt sind. Sie haben mit Gesa Schneider eine direkte Vorgesetzte, da gibt es aber auch noch die Stadt, die Vereine, die Sturzenegger-Stiftung als Geldgeberin. Wie erleben Sie es, in ein solches Machtgefüge einzutreten?

Merten Das gehört zum Job. Verschiedene Anspruchsgruppen gibt es immer: Wir sind gewissermassen Gestalterinnen, Kommunikatorinnen, Psychologinnen, Projektleiterinnen und Diplomatinen in einem.

Humphrey Und Krankenschwestern sind wir auch, wenn wir unsere Sammlungen pflegen (*lacht*). Offen gesagt finde ich diesen Austausch auch schön – durch die Arbeit können wir täglich mit so vielen verschiedenen Leuten in Kontakt treten, sei es im Team oder mit den Besucher:innen.

Dann können Sie also mit starken Meinungsvertretern wie, sagen wir, Stephan Kuhn, gut umgehen? Momentan präsidiert er den

Kunstverein sowie neu auch die einflussreiche Sturzenegger-Stiftung.

Merten Wir haben viel mit ihm zu tun, ich umso mehr, da ich im Vorstand des Kunstvereins beratend als Museumsvertreterin tätig bin. Diese jetzige Doppelfunktion, die er bekleidet, wird nicht ewig bestehen. Letztlich geht es aber um die Frage, ob man gut zusammenarbeiten und das Gegenüber wertschätzen kann. Das ist bei uns der Fall. Und bei Meinungsverschiedenheiten kann man diskutieren.

Ihre Vorgänger haben nach dem Allerheiligen neue, attraktive Posten an wichtigen Häusern angenommen: Julian Denzler im Aargauer Kunsthaus, Andreas Rüfenacht im Landesmuseum Zürich. Ist das Allerheiligen für Sie ebenfalls die eine nächste Sprosse auf der Karriereleiter? Oder sind Sie hier, um zu bleiben?

Humphrey Ich bin hier, um zu bleiben.

Merten Ich auch. Gefühlt sind wir ja gerade erst angekommen! Klar, irgendwann wird es Menschen geben, die nach uns kommen. Doch in der Zwischenzeit gibt es die Möglichkeit, an diesem Haus mitzugestalten.

Humphrey Und das macht Spass! Ich sehe keinen Grund, mich hier bald zu langweilen.

Die interdisziplinäre Ausstellung «Orakel» öffnet am Freitag, 28. August, mit einer Vernissage ihre Türen. Anschliessend ist sie bis zum 10. Januar 2027 im Museum zu Allerheiligen zu sehen.



KIRCHLICHE ANZEIGEN

Evang.-ref. Kirchgemeinden
www.ref-sh.ch/kirchgemeinden

Stadt Schaffhausen

Sonntag, 02. August

- 09.00 Buchthalen: Gottesdienst mit Pfrn. Livia Strauss. Musik: Helmut Seeg
- 10.00 Zwingli: Do-Re-Mi Gottesdienst in der La Résidence mit Pfrn. Dorothe Felix. Musik: Rebekka Weber
- 10.15 Steig: Gottesdienst mit Pfrn. Livia Strauss. Musik: Helmut Seeg. Kirchenkaffee
- 10.15 St. Johann-Münster: Gottesdienst im Münster mit Pfr. Markus Sieber. Musik: Philippe Perrin. Anschl. Chilekafi

Dienstag, 04. August

- 07.15 St. Johann-Münster: Meditation im St. Johann
- 07.45 Buchthalen: Morgenbesinnung in der Kirche Buchthalen

Mittwoch, 05. August

- 14.00 St. Johann-Münster: Quartierkafi für alle im Hofmeisterhaus
- 19.30 St. Johann-Münster: Sitzen in der Stille (Meditation) im Münster/ Seiteneingang

Donnerstag, 06. August

- 14.00 Zwingli: Lismengruppe

Christkatholische Kirche
St. Anna-Kapelle beim Münster
www.christkatholisch.ch/schaffhausen

Römisch-katholische Kirche
im Kanton Schaffhausen
www.kathschaffhausen.ch

Sorgentelefon für Kinder



0800 55 42 10

weiss Rat und hilft

sorgenhilfe@sorgentelefon.ch
www.sorgentelefon.ch
SMS 079 257 60 89
IBAN CH97 0900 0000 3400 4900 5

STELLEN



Kanton Schaffhausen – Freie Stellen

Entdecken Sie berufliche Vielfalt in einem starken Team.

Alle freien Stellen finden Sie hier: sh.ch/stellenangebote

FREIE STELLEN

GUT AUFGEHOBEN

Unsere Stadt in Schuss halten ist Teamwork.
Du bist hier so willkommen, wie du bist.

WILLST AUCH DU FÜR DIE STADT SCHAFFHAUSEN ARBEITEN?

<https://jobs.stadt-schaffhausen.ch>



AKTUELLES AUS DEM AZ-BÜCHER-SHOP

Flausen

Die 81 abenteuerlichsten, humorvollsten und schrägsten Beobachtungen von Peter Pfister.

Zusammen mit einem vom Fotografen selbst verfassten kurzen Text schafft jedes Bild ein Fenster in eine Welt voller Schalk und Absurditäten.

81 Bilder, 168 S.
Fr. 48.80



Neu
Karten-Set



6 Fotokarten aus dem Fotoband
Flausen im A5-Format
Fr. 12.–
oder gratis zum Buch

/ Verlag / am / Platz /

Erhältlich direkt beim Verlag:

Abholung an der Webergasse 39, Schaffhausen, 1. Stock.
Bei Versand plus Porto und Verpackung

Bestellungen über verlag@shaz.ch oder 052 633 08 33

Schweizerischer
Blindenbund
blind.ch

Heute sehen. Und morgen?

Manchmal bekommt
das Leben plötzlich
einen Riss.

Dank Ihrer Spende
wird aus Unsicherheit
Orientierung.



PC: 80-11151-1 Symbolbild, KI-generiert



DO 30.7.

Schreibwerkstatt

Die Idee ist da. Dann schlägt die Angst vor dem leeren Blatt Papier ein, und nichts geht mehr – man kennt's. Welch feine Idee, in diesem Moment ein Gemälde oder eine Skulptur zu Rate zu ziehen: Wie liesse sich die Geschichte noch erzählen? Das Museum zu Allerheiligen bietet genau das an. Unter der Leitung der Germanistin Silvia Tavernini dürfen Museumsgäste Geschichten entwickeln, mit Sprache experimentieren und sich mit anderen Schreiber:innen austauschen. Mitzubringen sind nur ein Notizheft, ein Stift und eine Portion Neugierde. Wer heute nicht kann: Am 15. August und am 24. September gibts weitere Termine.

17.30 UHR, ALLERHEILIGEN (SH)



FR 31.7.

Zerbrechliche Biester



Noch nicht genug Fantasy? Dann ab in die Rhywerkstatt. In der Keramikwerkstatt lernt man, Monster zu modellieren: Dinosaurier, Einhörner, Drachen, Werwölfe, vielleicht sogar eine ulkige Haifischmami im Stil von Walter Moers warten darauf, aus Ton geformt, bemalt und später im Ofen für die Ewigkeit gebrannt zu werden. Aber Achtung: Eine Anmeldung ist notwendig, und die geht nur, wenn man bereits einen Ferienpass hat.

9 UND 14 UHR, GASWERKAREAL (SH)



FR 31.7.

Ausgezeichnete Musik



In der Afro-Electro-Szene ist Isam Elias längst ein Name. Der Mann ist Pianist, Komponist und Performer und stammt ursprünglich aus Palästina. 2017 erhielt er die Auszeichnung «A Tareeq» der Rimon School of Jazz and Contemporary Music in Israel. Seit zwei Jahren ist er als Solokünstler unterwegs. Seine Musik ist ein Versuch, westliche Club-Musik mit den Melodien seiner Vorfahren zusammenzudenken. Daraus entstehen soll ein kultureller Dialog, zu dem sich gut tanzen lässt – ob das gelingt, findet man dieses Wochenende in der Rhybadi heraus.

18 UHR, RHYBADI (SH)



SO 2.8.

Über Halsabschneider

Im späten Mittelalter waren so manche Halunken unterwegs. In Stein am Rhein, schon anno dazumal eine reiche Stadt, erst recht. Auf einer Tour lernt man, mit welchen Täuschungsmanövern die Gauner einst unterwegs waren – und welche Rolle Hexen und Hebammen dabei spielten.

14 UHR, UNTERTOR (STEIN AM RHEIN)



MI 5.8.

Schiffcontainer-Bingo

Jahr für Jahr schustern die Macher:innen des nordArt ein Festivalprogramm, das Theater-schaffende aller Art unter ein Dach bringt (respektive vier Dächer, und auf eine Schiff-lände). Newcomer, gestandene Kabarettisten, mal lustig, mal nachdenklich: Die Bandbreite ist gross. Den Auftakt macht dieses Jahr Dirk Langer, bekannt als Seemann Nagelritz, der die nordArt-Bühne schon bestens kennt. Nagelritz spielt Container-Bingo, ein beliebtes Spiel der Seeleute: Man öffne einen beliebigen Schiff-container und ist gespannt, was darin lagert. Im neuen Programm manövriert Nagelritz zwischen Pflegenotstand, Social Media, Lifestyle und Fachkräftemangel. Und weiss er nicht mehr weiter, greift er zum Schifferklavier.

20.30 UHR, ASYLHOFFBÜHNE (STEIN AM RHEIN)



MI 5.8.

Der Teufel kehrt zurück



Kennen Sie die beiden Frauen im Bild oben? Dann sind Sie vermutlich Generation Millennial, Popkultur-Aficionada oder beides. Der Film «Der Teufel trägt Prada» – die Geschichte der schüchternen Andy, die sich im Modemagazin Runway zur Assistentin der gfüchigen Chefin hocharbeitet – hat vor 20 Jahren eingeschlagen wie ein Meteorit. Selbst die darin satirisch überzeichnete Vogue-Chefin Anna Wintour fand's lustig, oder das sagte sie zumindest öffentlich, was blieb ihr auch anderes übrig. Dieses Jahr kehrt fast der gesamte Cast für Teil zwei auf die Leinwände zurück. Das Niveau des Originals erreicht die Fortsetzung den Kritiken zufolge nicht, ist aber unterhaltsam. Und sowieso geht es doch darum, die Nostalgie einer ganzen Generation abzuholen. Schauen kann man sie am Munot Kino Openair; Festwirtschaft ab 19, Film etwa ab 21.20 Uhr.

19 UHR, MUNOT (SH)

Dieses Inserat sehen über 13 000 Leser:innen

**Und alle lesen es. Auch Sie.
Für 240 Franken erreichen Sie mit diesem Platz auf
unserer Kulturtipps-Seite Ihre zukünftige Kundschaft.**

Über Zugehörigkeit und Selektion: Veranstaltung in der «Arche» in Laufen

Das Recht des Stärkeren gilt nicht immer

Wer kennt die Geschichte der Arche Noah? Seit diesem Frühling hat die reformierte Kirche in Laufen am Rheinfluss ihre eigene. Das Projekt befasst sich mit dem Erhalt von Mensch und Tier. Diese Woche lernt man in der Lesung «Blinde Passagiere – was es heisst, sich durch die Evolution zu schmuggeln». Zentral sind hierbei die Fragen, wer alles auf die Arche darf und ob das Recht des Stärkeren wirklich alles übertrumpft.

Die Lesung hält der bekannte Uhwieser Schriftsteller Lukas Linder. Musikalisch untermalt wird sie von der Zürcher Musikerin Priska Walss am Alphorn und an der Posaune. **ahu.**

FR 31.7. 19 UHR, ARCHE NEBEN DER REFORMIERTEN KIRCHE (LAUFEN AM RHEINFLUSS).



Lukas Linder erhielt 2021 den Kunstförderbeitrag des Kantons Schaffhausen.

zVg/Agnieszka Cytacka



WETTBEWERB Einmal den Wanderführer von Hannes Stricker zu gewinnen

Tunnelblick ausnahmsweise erlaubt



Auf diese Stufen kann man Gift nehmen.

Anissa Huber

Wahrlich waren wir nicht in der Karibik für das Wettbewerbsfoto von vergangener Woche, obwohl es dort wahrscheinlich kühler ist als hier. Die Location für mögliche Drinks haben trotzdem viele von Ihnen gekannt: Gemeint war der Schupfen (haben Sie das Wortspiel bemerkt?), und der gezeigte Ort war ein Stück Rheinufer in **Gailingen**. Eine:n Gewinner:in zu finden war schwer. Auserkoren wurde diesmal **Marco Stoll**. Herzlichen Glückwunsch und viel Vergnügen mit dem neuen Lesestoff!

Achtung, jetzt könnte es eng werden. Wohin führt dieser Durchgang? Vielleicht ins Wunderland? Mein Tipp: nur, wenn dort reger Verkehr herrschen würde. Haben Sie schon den Durchblick? **ahu.**

Wettbewerbspreis gesponsert von:



Welchen Ort suchen wir?

Schicken Sie Ihre Lösung und Ihre Adresse bis kommenden Dienstag an

- Schaffhauser AZ, Webergasse 39, 8200 Schaffhausen
- per E-Mail an kultur@shaz.ch,

Vermerk: Wettbewerb



- oder machen Sie mit diesem QR-Code mit.

Aussensicht

Am Gartenzaun

«Ich bin vom Naturell her eine tolerante und offene Person; das kann ich wirklich ehrlich von mir sagen.»

Oha, die Nachbarin hat etwas auf dem Herzen. Oder will sie einfach ein wenig plaudern?

«Mein Mann ist ja Portugiese, nicht wahr», fährt sie fort. «Inzwischen ist er eingebürgert, aber er hat immer noch seine Kultur. Klar war das nicht ganz einfach für ihn – und ich meine jetzt nicht die staatskundlichen Fakten, aber er musste zum Beispiel lernen, wie man hier arbeitet. Also vor allem exaktes Arbeiten, die hiesigen Qualitätsstandards. In den südlichen Ländern nehmen sie ja oft nicht so genau; man macht etwas schnell und billig, und dann funktioniert es einfach mal für eine Weile.

Aber, wie gesagt, wer den Willen hat, kann das alles lernen und sich anpassen. Wenn ich bei der Familie meines Mannes in Portugal bin, muss ich mich auch anpassen. Das ist manchmal schon verrückt; da gibt es dann schon Fragezeichen. Zum Beispiel als wir uns beide im Flugzeug erkältet hatten – das ist jetzt schon einige Jahre her, ich war schwanger mit dem Jüngsten – da kamen wir an und hatten beide Fieber und Husten. Und da haben die Frauen der Familie meinen Mann umsorgt, er lag auf dem Sofa und sie haben ihm Tee gebracht; und mich haben sie schief angeschaut, wenn ich mich mal für eine Weile hinlegte. Obwohl ich doch auch krank war. Ja, da musste ich mich auch anpassen; ich respektiere ihre Kultur, auch wenn ich da und dort Fragezeichen habe.

Käthi Staufer ist Linguistin und war als Übersetzerin, Dozentin und Autorin tätig. Sie bleibt neugierige Sprachbeobachterin, liest, lauscht und hat immer ein Notizheft dabei.



Dabei könnten sich manche hier in der Schweiz noch eine Scheibe abschneiden, was den Sinn für Anstand und Manieren betrifft, der bei uns langsam verloren geht. Dort kommt es keiner Frau in den Sinn, im Bikini Unkraut zu jäten, wenn du weisst, was ich meine. Und auch was die Ordnung angeht; man lebt nicht im Überfluss, aber dafür ist es selbstverständlich, dass man Ordnung hält und den Garten pflegt. Man lässt nicht überall Unkraut wuchern und redet sich dann mit «Öko» heraus, wenn jemand etwas sagt. Ich habe ja nichts gegen sinnvollen Umweltschutz. Aber dort haben die Leute eben noch ein anderes Verhältnis zur Natur. Das sind keine naiven Romantiker, die alles sich selbst überlassen, und nachher wird die ganze Nachbarschaft von Schädlingen heimgesucht. Das passiert schneller, als du glaubst. Wir haben ja jetzt alle Dickmaulrüssler; nur so als Beispiel.

Ach übrigens, was ich dich noch fragen wollte: Was gedenkst du eigentlich gegen den Löwenzahn in deinem Rasen zu unternehmen? Wenn du den stehen lässt, bis er sich versamt, dann haben ihn nachher alle. Nichts für ungut, dass ich dir das sage, aber man kann ja miteinander reden, nicht wahr?»

Bsetzischeite

Für meine Reportage zur Pfadi und dem laufenden Kantonallager (Seite 14) musste ich einiges rauskürzen, wir Journis nennen das «kill your darlings». Deshalb einfach an dieser Stelle ein paar weitere, genial-scurrile Pfadi-Namen, die es nicht in den fertigen Artikel geschafft haben. *Wurm* zum Beispiel oder *Chnödli*. Ausserdem *Rüfi* (Bündnerisch für Erdrutsch) oder schlichtweg *Pschhhht*. Ein Kind, so erzählte man mir, hätte man einmal beinahe *Pariser* getauft. Die Leiter:innen kamen gerade noch rechtzeitig zu Sinnen.

fan.

Mit gespanntem Blick fragte mich die Redaktion neulich, wie es mir bei der AZ denn so gefalle. Gerne teile ich meine Begeisterung mit der Öffentlichkeit: Ich finde es Supertoll. Ohne Zweifel ist es wunderSchön hier.

ahu.

Man solle ja vorsichtig sein damit, was man sich laut wünscht. Vor ganz genau einem Jahr schrieb ich einen Kommentar mit dem schlechten Titel «Wahrlich helvetisch». Darin hoffte ich, dass uns allen der letzte Nationalfeiertag mit Feuerwerkknallerei bevorstehen möge. Auf die Pointe, dass mir nur ein Jahr später der Klimawandel zu Hilfe eilen würde, hätte ich gut verzichten können.

sam.

Wo ich schon beim Thema bin: Die «Auto»-Seiten in gewissen Tageszeitungen sind ja in den meisten Fällen eine aus der Zeit gefallene Klimakatastrophe. Das sah ein Autor in einer in Schaffhausen sehr bekannten Tageszeitung diese Woche auch so. Der Titel zum Werbebericht lautete: «Ohne Rücksicht».

sam.

Diese Woche bin ich zum allerersten Mal in meinem Leben das ganze «Mannehägli» in der Rhybadi hochgeschwommen. Bei Wasserständen, wie sie ein lebensfreundlicher Planet zur Folge hätte, wäre das für mich radikalen Sportmuffel nicht möglich. Mit anderen Worten: Die Klimakrise hat mich fit gemacht!

mg.

Am nächsten Donnerstag in der AZ

Gölä tritt nur nach unten, und ein Rechter ist er auch. Warum kann ihn unser Autor nicht loslassen?



KINO KIWI SCALA

KINO SOMMER-PAUSE:

ab Donnerstag, 16. Juli
bis Mittwoch, 19. August.
Kinobetrieb startet wieder
am Do 20. August.

Inserieren in der Schaffhauser AZ?

inserate@shaz.ch | 052 633 08 35

Nächste Grossauflage: 10. Sept.

BAZAR

VERSCHIEDENES

Malkurse und Workshops, Mal- + Kunsttherapie, psychol. Beratung

www.atelier-farbspur.ch, Ebnatstr. 65, SH
Tel. 079 917 71 01

Bazar-Inserat aufgeben: Text senden an
inserate@shaz.ch

Titelzeile plus 4 Textzeilen: 25.–, jede weitere
Textzeile (max. 3) 5.–. Zuschlag für Grossauf-
lage 20.–. Zu verschenken gratis. Preise in
Fr. exkl. MwSt., Bezahlung per Vorauskasse.



ISSN 1660-9670

MUNOT KINO

3. bis 7. August 2026, auf der Munotzinne

3. August: THE PIANO TUNER

4. August: FRÜHSTÜCK BEI MONSIEUR HENRI

5. August: THE DEVIL WEARS PRADA 2

6. August: THE SHEEP DETECTIVES

7. August: I SWEAR

- Türöffnung: 19.00 Uhr
- Filmbeginn: bei Einbruch der Dunkelheit, ca. 21.20 Uhr
- Eintrittspreis: Fr. 18.– pro Filmabend

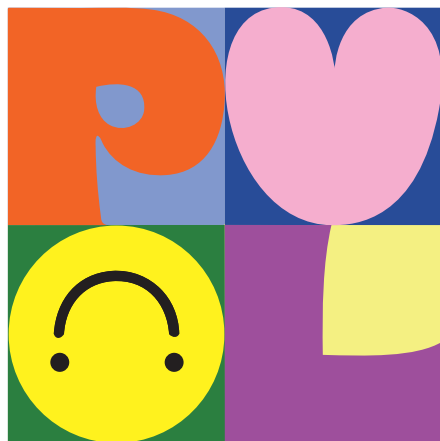
Der Anlass wird nur bei Sturm und Gewitter abgesagt.
Ab 14.00 Uhr: Hissen der rot-weissen Munotflagge.



NEU: Der Mitgliederausweis bzw. das Freibillet
ist nur in Kombination mit einem Eventfrog-
Ticket gültig und garantiert den Eintritt
auf die Zinne bei Eintreffen bis 20.45 Uhr.
Weitere Informationen und Ticket-Vorverkauf
unter www.munot.ch oder via QR-Code.



Radio Rasa presents



Pool Rules

6. / 7. / 8. August 2026

Rhybadi Schaffhausen

- Mortòri • La Sécurité
- Defo • Savana Funk
- Ro Shin Moon • Palko!Muski

DJ's und Barbetrieb ab 17:00 Uhr

Eintritt frei - Kollekte

RADIO RASA
107,2 MHz / DAB+ / rasa.ch

Kanton und Stadt Schaffhausen

Die Büros und Schalter sind am

Freitag, 31. Juli 2026: bis 16 Uhr geöffnet

Ab Montag, 3. August 2026, gelten wieder die üblichen
Öffnungszeiten.



Munotglöggli – das Update für Schaffhausen

Jeden Montag zu Feierabend in deinem Postfach. Nur die wichtigsten
News, eingeordnet und kuratiert von der Redaktion der Schaffhauser AZ.

Gratis abonnieren auf munotgloeeggli.ch



DO. 30 JULI

14:00 Inner Translation
19:00 Bloody Bastard
21:00 Nonstop Music

SA. 1 AUGUST

15:00 Homebrew (W)
16:00 Blaton
20:00 Rollicoaster

MO. 3 AUGUST

11:00 Hörkombinat
:Politik
17:00 Homebrew
18:00 Pop Pandemie

RADIO RASA WOCHENPROGRAMM

DONNERSTAG BIS DONNERSTAG

Vollständiges
Programm
unter: www.rasa.ch

WWW.RASA.CH

DAB+ 107.2 MHz

FR. 31 JULI

00:00 Nonstop Music
18:00 Surprise Show

SO. 2 AUGUST

10:00 Breakfast with
12:00 Soundchaschte
18:00 Full Effect
20:00 Nonstop Music

DI. 4 AUGUST

17:00 Indie Block
19:00 Space is the
Place

MI. 5 AUGUST

12:00 Rasalunch
13:00 Nonstop Music

DO. 6 AUGUST

POOL RULES
14:00 Inner Translation
17:00 Live aus der Rhybadi
19:30 MORTÒRI
21:00 LA SÉCURITÉ